

RUHRSTAHL

Werkzeitschrift



WERKE: WITTEN, HATTINGEN, GELSENKIRCHEN, DÜSSELDORF-OBERKASSEL, ANNEN, BRACKWEDE

14. Jahrgang

1. September 1939

Nummer 18

Urlaubsfreuden
am Wörther See
in Kärnten (Ostmark)



Verf.: Biedmann

021627/16

Die Werkzeitschrift

sucht

schöne Aufnahmen!

Die beiden stimmungsvollen Lichtbilder auf dieser Seite gingen auf unseren Aufruf „Die Werkzeitschrift sucht schöne Aufnahmen“ in Nummer 14 der Werkzeitschrift ein. Wir bitten alle Arbeitskameraden, diesen Aufruf nochmals durchzulesen und eigene, schöne Lichtbilder der Werkzeitschrift, Verwaltung Witten, zur Veröffentlichung einzusenden.

Das rechtsstehende Bild, von Willy Hilgers, Brackwede, zeigt „Abendstimmung an der Weser“.



021643/15

Inhalt dieser Nummer:

Sonnetage in der Ostmark. Maria-Wörth
Ein Idyll am Wörther See.

Die „stahlbildenden“ Elemente. (2. Fortsetzung.) Mangan.

Sturm über der Nordsee.

Studienfahrt durch den Sudetengau.

Für den Feierabend: Sollen wir ausländische Schriftsteller lesen?

Hilfskreuzer „Wolf“, fünfzehn Monate auf Kaperfahrt.

Ein Werkskamerad erzählt seine Kriegserlebnisse (12. Fortsetzung).

Die Lehrwerkstatt Witten machte ihren Betriebsausflug.

Wittener Arbeitskameraden mit KdF im Odenwald.

Sport in unseren Werken.

Die Ecke des Schachspielers.

Der Garten.

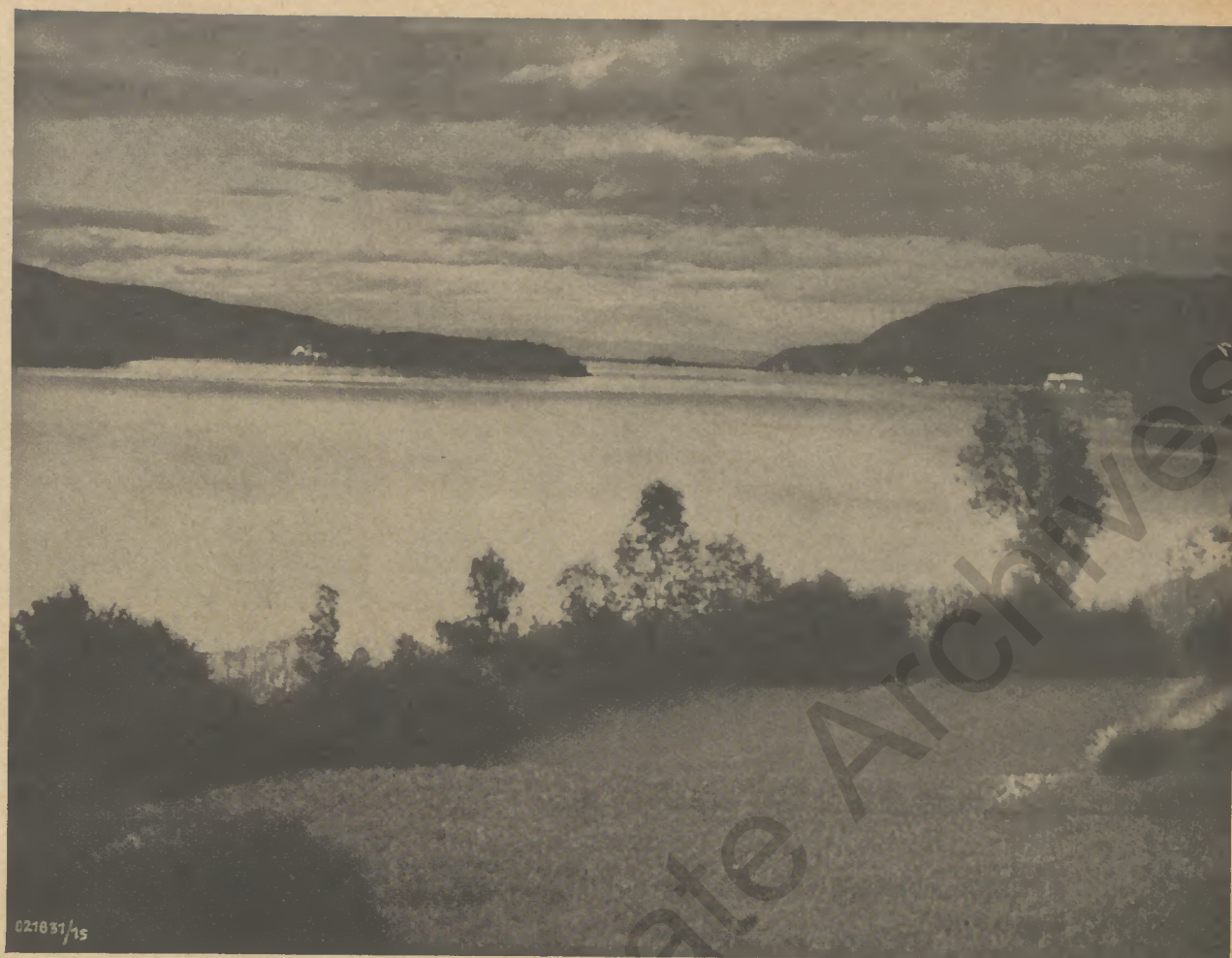
Kleine Mitteilungen.

Fahrt der Gefolgschaft der Lehrwerkstatt Henrichshütte ins Ahrtal.



Das nebenstehende Bild, von Wilh. Böhmer, Witten, zeigt einen „Blick von der Ruhrbrücke Witten-Bommern“.

Abendstimmung am Wörther See. —
Blick von Maria-Wörth aus nach Osten
gegen Klagenfurt



Sonnentage in der Ostmark

Maria-Wörth – Ein Idyll am Wörther See

Wo liegt, nach den Messungen der Gelehrten, der sonnigste Platz Deutschlands? Im Sonnenland Kärnten, auf der Kanzelhöhe (1500 Meter), wo die Licht- und Wärmespenderin Sonne 2277 Stunden im Jahr ihr lächelndes Antlitz zeigt und ihre berühmten ultravioletten Strahlen kräftiger sind als in Davos oder wie die weltbekannten Orte sonst heißen mögen. Alle Sonnenhungrigen wird dieses Land locken, so wie es mich gelockt und glücklich gemacht hat, das Berg-, Sonnen- und Seenland Kärnten.

Kärnten ist der deutsche Süden. Hier, am Seeburg-Paß, finden wir den südlichsten Punkt Deutschlands, und hinter den steilragenden Kalkklippen seiner Grenzberge, den Karnischen Alpen und Karawanken, ahnen wir das Blau der Adria und den Reiz einer anderen Kultur. Kärnten reicht dem Süden Europas die Hand, und wenn wir am „Dreiländereck“, unweit von Villach, stehen, dann befinden wir uns tatsächlich in einem Brennpunkt Europas: Drei Rassen (Germanen, Romanen, Slaven) und drei Kulturen stoßen hier zusammen.

Kärnten ist das Land der Freiheitskämpfer. Als Grenzmark und deutsches Herzogtum mußte sein Boden immer wieder das Blut der Helden trinken, die für seine Freiheit zu den Waffen griffen. Siebenmal im Laufe der Geschichte mußten die Türken vertrieben werden, dreimal die Franzosen, von 1918 bis 1920 wurde der Freiheitskampf für das ganze übrige, niedergedrückte Deutschland ein leuchtendes Fanal. Zwei Jahre wehrte Kärnten die Hand des neuen jugoslawischen Staates ab, der Teile des Landes besetzt hielt, bis dann am 10. Oktober 1920 eine Volksabstimmung einstimmig sich für Deutschland entschied. Überall im Land, in Bauernhäusern und Gaststätten, finden wir heute an den Wänden Erinnerungsblätter und -bilder.

Und dann der Weltkrieg! Kärntens Regimenter hatten unter allen deutschen Truppen die größten Verluste. Niemand vermag ohne tiefe Erschütterung folgende Inschrift auf dem Gedenkstein im Park des Grenzlandtheaters der Gauhauptstadt Klagenfurt zu lesen: „Von dieser Stelle zog das 8. Feldjägerbataillon am 10. August 1914 mit 38 Offi-



Blick vom Pyramidenkogel (ungefähr 800 Meter) auf den Wörther See
mit Maria-Wörth



Sommerliches Bild — Auf der Terrasse der Pension „Wörth“

zieren und 1222 Mann in den Weltkrieg. Vom Kärntner Feldjägerbataillon Nr. 8 sind im Weltkriege in Treue für Heimat und Volk auf dem Felde der Ehre gefallen: 38 Offiziere, 1221 Jäger und Unteroffiziere. Den Helden zum ehrenvollen Gedenken, der Nachwelt zum leuchtenden Beispiel.“ Und in den letzten Kämpfen um sein Deutschtum von 1933 bis 1938 fühlte sich Kärnten innerlich und äußerlich schon so sehr als Großdeutschland, daß Schuschnigg 1937 fassungslos bekennen mußte: „Geben Sie um Kärnten einen Stacheldrahtzaun, dann haben wir schon das Konzentrationslager.“

Bergland, Sonnenland, Seenland Kärnten!

Da grüßen die Hohen Tauern im westlichen Kärnten, herrliche Riesen — und dann der herrlichste von allen, Deutschlands höchster Berg, der 3798 Meter hohe Großglockner mit Deutschlands größtem Gletscher, dem 3195 Hektar großen Eisfeld der Paßlerze.

Mich zogen in erster Linie neben den Bergen die Seen an. Gewiß, ich sollte zum erstenmal die Alpenriesen erblicken und dieses mächtigste Gebirge Europas von Nord nach Süd durchqueren. Gewiß, mit den andern Fahrgästen stand ich hinter Salzburg an den Fenstern und mußte den Kopf immer weiter in den Nacken legen, mußte in die Knie gehen, um die Gipfel der Berge zu sehen. Hoch am Gasteiner Tal fuhr ich entlang, dräuende Wolken stießen gegen die Bergspitzen, der Tauern Tunnel (8526 Meter lang) verschluckte mich für geraume Zeit, wieder ging es an schwindelnden Hängen vorbei und durch zahlreiche Tunnels, bis Spittal erreicht war und das breite Tal der Drau. Die Drau — klang das nicht nach Süden, noch das nicht schon ein wenig nach Pustta, nach Balkan? Ja, jetzt wurde mir erst bewußt, daß ich weit über 1000 Kilometer nach Süden gefahren war.

Ich „schnupperte“ jetzt aus dem Wagenfenster heraus, ob ich nicht schon etwas Seenluft röche oder die blaue Fläche eines großen Wassers zu mir herübergrüßen sah. Denn jetzt war ich ja im Seenland Kärnten, jetzt erwarteten mich vier große Seen und vierzehn kleinere! Vier große Seen — der Weißen See, Millstätter See, Ossiacher See und der prächtigste und größte: der Wörther See, das Ziel meiner Reise. Wie schimmernde Perlen liegen sie alle in der erhabenen, bergigen Landschaft, dunkelgrün eingefast von mächtigen Wäldern.

Der Wörther See ist auch der wärmste der Kärntner Seen. Hier liegen die „mondänen“ Kurorte Velden und Pörschach, aber auch entzückende und ruhige kleinere Orte. Dieser See zieht die meisten Gäste an sich, denn ein Sommer am Wörther See ist wirklich ein Sommer. Sechzehn Kilometer lang und bis eineinhalb Kilometer breit ist dieser wärmste Alpensee, der von Mai bis Oktober höhere Wassertemperaturen als der Gardasee, die südschweizer Seen und der Genfer See hat. Im Mai kann man sich schon bei 18 Grad Celsius im Wasser tummeln, im Juli bei 26 Grad. —



Auf dem Wege nach Sankt Anna — Blick auf den Wörther See

Mein Schnellzug hielt in dem „mondänen“ Kurort Pörschach. Der Himmel war seit Mittag grau verhangen, und es regnete in Strömen. Mein Idyll, Maria-Wörth, lag auf der anderen Seite des Sees, und so geschah es, daß ich unter einem riesigen Regenschirm stehend in der sehr kleinen Motorboottage mit meinem Gepäck nach Maria-Wörth hinüberfuhr. — Es regnete die bekannten Bindfäden — die Berge verhüllten ihre Häupter in Wolkendunst, und vom Wörther See, als „Mittelpunkt des ganzen Kärntner Sommerlebens“ (siehe Reiseprospekt) war nichts zu sehen. Aber es sollte so kommen, wie man mir prophezeit hatte, als ich die durchschnittlich etwas zu hohen Pensionspreise dieses gesegneten Landstriches bekräftigte. „Im Preise ist das dauernd schöne Wetter einbegriffen; es regnet mal einen Tag, aber dann ist meist für lange Zeit Schluß und warme, warme Sonne!“ Sollte stimmen — denn schon am anderen Tage lachte die Sonne vom Himmel, eine Sonne, die mir zeigen wollte, was sie, wenn man ihr über 1000 Kilometer näherrückt, leisten kann.

Es kamen die „idyllischen“ Tage in Maria-Wörth! Keine Eisenbahn, die Kraftwagen fuhren ungefähr 200 Meter vom Ort entfernt ihres Weges, drei behäbige Hotels mit vernünftigen Namen — „Zur Post“, „Zur Linde“ und „Birker“ — zehn Häuser ungefähr, verstreut zwischen



Weg nach Sankt Anna am Wörther See

Bild rechts: Das uralte Kirchlein von Maria-Wörth



üppigen Gärten, und auf der Spitze der schmalen Halbinsel zwei uralte Kirchlein, die teilweise noch aus dem 10. Jahrhundert stammten. Trüzig auf einem Felsen lagen sie und wurden mitsamt dem Dorffriedhof von uralten, dicken Linden treu umschattet. Das Innere der Kirchen barg reiches, barockes Bildwerk und auch weniger künstlerisches, das fromme Bauernhände errichtet hatten. Auch die Orgel paßte so recht in dieses Kirchlein, das Aechzen und Stöhnen des Blasebalges übertönte zeitweise ihre blechern-melodischen Klänge. — Vielleicht ist diese kleine Halbinsel ursprünglich mal eine Insel gewesen: Maria-Wörth, wobei Wörth von „Werth“ abzuleiten ist (vergl. Nonnenwerth, Kaiserswerth usw.). —

In der prallen, südlichen Sonne lag man tagsüber stundenlang in den gemüthlichen Strandbädern auf den hölzernen Planken, beneidete die zahlreichen „Alteingeseffenen“, besonders die „fischen“ Wienerinnen, um den Bronzeton ihrer Haut und war in drei Tagen genau so bronzegelb, um dann gleichfalls wieder als „Alteingeseffener“ beneidet zu werden. Und so wiederholt sich das den ganzen Sommer lang. Um nicht in Faulheit zu versinken, schwamm man ein wenig in dem unwahrscheinlich klaren Wasser, wo die Fische, die einem das Brot aus der Hand schnappen, im Sonnenlicht auf dem Boden Schatten warfen, oder ruderte, angelte, segelte etwas in der lauen Brise und zeigte sich für eine Reichsmark Ziehgebühr als kühner Wellenreiter. Nach diesen ungewohnten Anstrengungen lag man wieder wie „erschossen“ auf den Planken, knippte Badeschönheiten (natürlich meist in der Aufregung falsch belichtet oder Kopf und Beine nur halb auf dem Film) oder spielte vornehm und lässig Tischtennis.

Aber dann lockte doch eines Tages der grüne Höhenzug, der gleich hinter dem Ort sich erhob, und man stieg hinauf auf den Pyramidenkogel, um aus 800 Meter Höhe den See zu seinen Füßen liegen und die Landschaft in vielen Kulissen aufsteigen zu sehen. Es soll Aussichtspunkte geben, „von denen sich, in einer Richtung gesehen, die Landschaft in dreizehn übereinander liegenden Blickgrenzen, in dreizehn hintereinander stehenden Kulissen, vom nahen Waldrand bis zur fernen Spitze der Julischen Alpen, darstellt“, so sagt der Prospekt. Wer aber angesichts dieser Landschaft anfängt zu zählen, der . . . na, bleiben wir milde, schweigen wir. — Diese Landschaft verlangt, daß man staunt, staunt über ihre Wunder, denn — wie sagen die großen Denker? — das Staunen ist mächtiger und befeeligender als Wissen und Erkenntnis. —



Und wenn man wieder das Idyll suchte, dann ging es den Weg am Hang vorbei zu dem entzückenden Bergkirchlein Saint Anna, wo von ferne das Schwesterkirchlein Saint Margarethen — noch höher — grüßte, und in der Ferne die schroffen Felsen der Karawanken wie unerschütterliche Wächter dieses Land — gewiß der Mugapfel seines Schöpfers — beschützen. Vinter Hand der leuchtende Spiegel des Sees, geradeaus das stumpfe, verschwimmende Grau des Hochgebirges und rechts ein liebliches, dichtbesiedeltes Tal mit Wiesen und Wäldern. Es ist die Landschaft des Malers, und warum nicht die alten, immer neuen Worte gebrauchen, die ein entzückter Dichter stammeln würde?

Und erst die Abende am See! Kein Lärm, kein Laut, nur ganz, ganz weit, wie das ferne Echo einer versunkenen Welt, der Pfiff einer Lokomotive vom anderen Ufer her. Der zirpende Ruf der Grillen überall, verlorene Klänge irgendeines Musikanten und das ständige Plätschern des Brunnens mit kühlem, klarem Wasser. Und dann der Mond, der hinter der gezackten Silhouette der Tannen steht und den unbewegten See mit silbrigem Licht übergießt. Man wandelt in milder Dämmerung am See entlang, müde — aber wunschlos, zeitlos, glücklich. —

Bis dann die Abschiedsstunde schlug. Und es regnete wieder, regnete „Bindfäden“. Ich bildete mir ein, der See trauere, weil er wieder einen lieben Gast verlieren wird. Aber dann muß er immer trauern, denn alle Gäste liebt er, und sie lieben ihn und kommen immer wieder. Um ihn zu sehen, nehmen sie willig, sogar Tempo-Berliner, die „österreichische Gemüthlichkeit“ auf sich, die sogar vor der Allgewalt der Deutschen Reichsbahn (Stillgestanden!) nicht halt macht. Sie nehmen auf sich die „manchmal etwas hohen“ Preise (nur vor der Milch reizen die Preise aus, obendrein ist ihre Würze unbezahlbar; na ja, bei den Kräutern . . .), und sie nehmen auf sich viele, viele Kilometer Fahrt. Nur um dich zu sehen lieber, warmer, deutscher See, nur um euch kennenzulernen ihr Berge und ihr Kärntner Menschen, die ihr frische und schwermütige Lieder singt, die ihr scheinbar weich und den schönen und angenehmen Dingen des Lebens zugewandt seid — die ihr aber Kämpfer seid, wie die Geschichte eures Landes beweist und die Schwielen der Bauern, die hoch oben an den Hängen der Berge ihrem Tagewerk nachgehen.

Ich werde alles das — Sonnentage, Idyll, Tannen, Mond, den Kärntner Menschen — nie vergessen! Wer könnte das auch? —

Theodor Bleckmann
Aufnahmen (8): Bleckmann

Die „stahlbildenden“ Elemente

Von Heinrich Möller

(2. Fortsetzung)

Mangan

Nach dem bisher Gesagten könnte man annehmen, daß der Stahl nur aus Eisen und Kohlenstoff besteht. Das ist jedoch nur bedingt richtig. Betrachtet man die Herstellung des Stahles aus dem Roheisen, Schrott oder aus beiden Rohstoffen, so erkennt man, daß der hohe Kohlenstoffgehalt des Roheisens herausgebrannt werden muß, das Roheisen wird gefrischt. Zur Verbrennung ist Sauerstoff nötig. Dieser verbindet sich aber nicht nur mit dem Kohlenstoff, vielmehr geht er auch an das Eisen und bildet oxydische Verbindungen mit ihm. Im Schrott, oder besser gesagt, am Schrott sind bereits oxydische Verbindungen vorhanden, die jeder als Rost kennt. Auch der Zunder ist eine Verbindung des Eisens mit Sauerstoff.

Enthält der Stahl, also die Eisen-Kohlenstoff-Legierung, Sauerstoff in Form von Eisenoxiden, so hat der Stahl die Eigenschaft, beim Walzen, Schmieden oder Biegen in der Wärme zu brechen. Da diese Formgebung bei Temperaturen erfolgt, wo der Stahl eine rotglühende Farbe besitzt, spricht man von Rotbrüchigkeit, wenn er die Formgebung nicht aushält. Vor dem Vergießen des Stahles werden im Stahlwerk „Rotbruchproben“ angefertigt, das sind gekerbte Biegeproben bei rotwarmer Temperatur. Nur wenn diese Proben einwandfrei sind, wird der Stahl abgegossen. Und wodurch werden die Proben und damit auch der Stahl einwandfrei?

Man hat erkannt, daß diese Oxydverbindungen, also Sauerstoffverbindungen, im Stahl bei weitem nicht so schädlich sind, wenn der Sauerstoff an ein anderes Element gebunden wird. In der Chemie spricht man von einer chemischen Verwandtschaft. Die Verwandtschaft des Sauerstoffes ist zum Kohlenstoff, kurz mit C bezeichnet, bedeutend größer als zum Eisen, daher verbrennt auch erst der C und dann das Eisen. Aber die Verwandtschaft des Sauerstoffes zu einem anderen Metall ist wiederum größer als zum Eisen. Und dieses Metall ist das Mangan.

Schon im Roheisen ist es in größerer Menge enthalten und geht so mit durch den Stahlwerksprozeß. Eben wegen seiner größeren chemischen Verwandtschaft zum Sauerstoff verbrennt es im Stahlwerksofen bedeutend stärker als das Eisen, das leichtere Verbrennungserzeugnis geht in die Schlacken. Das Stahlbad kann dabei sehr arm an Mangan werden. Aber je nach Ofenführung kann das Mangan wieder in den Stahl zurückwandern, aber nicht als verbranntes Mangan, sondern als Binder für den im Stahl vorhandenen Sauerstoff. Die Rückwanderung des Mangans aus der Schlacke in den Stahl wird als Mangan-Reduktion bezeichnet.

Wo aber eine Mangan-Reduktion nicht möglich ist, kann man auch auf anderem Wege das Mangan in den Stahl bringen, damit der Sauerstoff an Mangan gebunden wird, denn die Mangan-Sauerstoff-Verbindung ist nicht schädlich, sie verursacht keinen Rotbruch. In den meisten Fällen wird eine Legierung von Mangan mit Eisen und Kohlenstoff, Ferro-Mangan genannt, in fester oder glühend-flüssiger Form dem Stahl zugelegt.

Da die chemische Untersuchung angibt, daß Sauerstoff im Stahl ist, der Stahl aber nicht rotbrüchig ist, muß man annehmen, daß der Stahl dann auch Mangan enthält. Große Mengen Mangan, der Chemiker schreibt Mn, finden wir aber nicht im Stahl vor, denn es genügen geringe Mengen, um die ebenfalls geringen Mengen von Sauerstoff zu binden. In vielen Stählen ist nur 0,20 bis 0,30 % Mn enthalten.

Sollte das die einzige Aufgabe des Mangans sein, den Stahl zu entsauerstoffern, ihn zu desoxydieren, damit er bei der Warmformgebung nicht zerbricht?

Nein, das Mn verleiht dem Stahl auch noch andere Eigenschaften, kann aber sogar schädlich sein, wenn bestimmte Mengen überschritten werden. Ein geringer Gehalt an Mn, etwa 0,20 bis 0,30%, ist unbedingt erforderlich bei Feilen, Fräsern, Bohrern u. dgl., also bei Werkzeugen, die in Wasser gehärtet werden. Liegt der Mn-Gehalt bei 0,40% und darüber, so reißen die Werkzeuge bei der schroffen Wasserhärtung, bei einer milderen Abschreckung werden sie aber nicht hart.

Die oben genannten Werkzeuge haben einen hohen C-Gehalt, er wird benötigt, um eine hohe Härte zu erzeugen. Bei niedrigen C-Mengen ist

ein höherer Mn-Gehalt jedoch nicht schädlich, im Gegenteil, eher erwünscht. Die sogenannten Vergütungsstähle St. 34.11, St. 42.11, St. 50.11 usw. sowie St. C 25.61 (0,25% C), St. C 35.61 (0,35% C) und St. C 45.61 (0,45% C) haben einen Mn-Gehalt bis zu 0,80%. Die Kohlenstoffstähle mit sehr geringen Mn-Zusätzen haben die Eigenschaft, bei der Härtung nur eine schmale Härtungszone zu bilden, nur eine schmale, gehärtete Schale; man bezeichnet sie daher auch als Schalenhärtner. Mit steigendem Mn-Gehalt wird die Härtungszone breiter. Bei Querschnitten, die aus Mn-armem Stahl hergestellt werden und nur eine schmale Härtezone aufweisen, kann bei höheren Mn-Gehalten eine Durchhärtung erzielt werden, das heißt, der Stahl ist innen genau so hart wie außen.

Geht der C-Gehalt bei Vergütungsstählen über 0,50% hinaus, so kann bei gleichzeitiger Anwesenheit von 0,80% Mn und darüber eine Wasserhärtung nicht mehr angewandt werden. Vielsach steigert man bei diesen C-Gehalten den Mn-Gehalt, damit der Stahl dann auch bei der milderen Ölhartung eine gute Härte annimmt. Mn-Gehalte bis 1,5%, ja sogar 2% sind keine Seltenheiten. Diese Stähle besitzen sogar eine gute Zähigkeit. Vorderachsen und Kurbelwellen für Lastwagen werden gern aus diesem Stahl gefertigt. Ein Stahl mit 1,6 bis 1,8% Mn, wenn auch nur mit einem C-Gehalt von etwa 0,40%, ist ein sehr beliebter Automobilfederstahl geworden, der ebenfalls in Öl gehärtet wird.

Es gibt aber auch Werkzeuge mit viel Mn, die dann aber in Öl zu härten sind. So zeichnen sich die aus höher manganhaltigen, kohlenstoffreichen Stählen hergestellten Werkzeuge, z. B. Schnitte, Gewindebohrer, Schneidbäder u. dgl., dadurch aus, daß sie sich beim Härten nur sehr wenig verziehen, sie bleiben also verhältnismäßig gut maßhaltig, während die manganarmen Wasserhärtestähle nach dem Härten dicker werden und daher mehr Nacharbeit bedürfen. Auch bei den Werkzeugstählen werden Mn-Gehalte bis zu 2% angetroffen.

Eine Sonderstellung nimmt ein Stahl mit etwa 1% C und 12 bis 14% Mn ein. Dieser Stahl besitzt keine außergewöhnliche Härte, durch Abschrecken von 1000 Grad in Wasser — dieser Stahl verträgt das — wird er auch nicht härter, seine Zugfestigkeit liegt bei etwa 100 kg/mm². Aber man kann ihn weder sägen noch hobeln, fräsen oder bohren, wohl läßt er sich noch so halbwegs durch Drehen bearbeiten. Man bezeichnet ihn als Manganhartstahl und benutzt ihn für Baggerteile, Steinformen, Schwalbungen, Weichenzungen sowie für solche Werkzeuge und Bauteile, die einem außerordentlich starken Verschleiß ausgesetzt sind, denn dieser Stahl trotz dem Verschleiß, er wird als verschleißfest bezeichnet.

Nicht nur der Kohlenstoff steigert die Härte, Mangan nimmt auch Anteil daran. Man kann sagen, daß die Härte des Stahles bei einer Steigerung des Mn-Gehaltes von 0,05 zu 0,05% die gleiche Festigkeit erreicht wie bei einer Steigerung des C-Gehaltes von 0,02 zu 0,02%. Aus dieser Erfahrung hat man eine Zahlentafel aufgestellt, aus der man die Zerreißfestigkeit des Stahles, wenn man den C- und Mn-Gehalt kennt, ablesen kann. Die Festigkeit gilt aber nur für den unbehandelten Zustand. Nachstehend ist ein Teil dieser Zahlentafel wiedergegeben.

Mn-Gehalt in %	0,40	0,45	0,50	0,55	0,60	0,65	usw.
Festigkeit in kg/mm ²	C-Gehalt in %						
38	0,15	0,13	0,11	0,09			
42	0,20	0,18	0,16	0,14	0,12	0,10	
46	0,25	0,23	0,21	0,19	0,17	0,15	
50	0,30	0,28	0,26	0,24	0,22	0,20	
usw.							

Zusammenfassend ist zu sagen, daß geringe Mengen Mn im Stahl nötig sind, um ihn in der Wärme bearbeitbar zu machen. Größere Mn-Mengen bewirken eine bessere, d. h. tiefere Einhärtung. Bei höheren Mn-Gehalten ist aber dann meist eine Härtung in Öl statt in Wasser erforderlich. Mit steigendem Mn-Gehalt wird der Stahl widerstandsfähiger gegen Abnutzung, der Stahl mit 13% Mn ist als hoch verschleißfest zu bezeichnen.

(Fortsetzung folgt)

Dat es miene Müsche nit!

Stuottern dat es angebuorn,
äh' at et richtig rut gebracht,
gäit mangedmol vüöll Tied veluorn'n.
Doch stuottern het of wie gesacht,
schon vüölle Lüh tom lachen bracht,
un wann so'n Stuotterer es am Wiärke,
darff me of lachen inne Kiärke. —
Do waß so'n Ewald Finkenfünger,
dat waß en flietigen Kiärkengänger;
un weil hä fromm ertroßen waß,
so kannt hä of kün'n gröteren Spaß,
at Sundag morgens früuh opstohn

un dann wuoll inne Kiärke gohn.
Un bi dän aissen Kloedenflang,
sacht hä all inne drüdde Bank.
Weil hä no hus kom'm waß üm drei,
drümm waß mien Ewald of noch mei,
un wo dā Priädigt anfäng'n dā,
do schnorke hä all aß en Bā.
Do kam no ollem Kiärkenstil,
dā Köster māt dän Klingelbühl,
te sein, of jä of hā'n dran dacht,
un hā'n dā Pänning metgebracht.
Wo hä dā Ewald sohg do hoeden,

dā Kopp wuoll no de Knei getrocken,
do stodde hä iām met dā Stafen
un dā dā Ewald wafrig mafen.
Mien Ewald schlaug de Augen uopen,
at wan iām hä de Bliß gedruopen.
Dā Klingelbühl, dā sohg hä dann
un kait dā äiß en tiedlang an,
dat Muhl dat mohf hä dan ganz wiet
und sach: „Dat dat es es mi mi miene Müsche nit.“

Heinrich Kuhenne,
Ruhrstahl, Werk Annen

Sturm über der Nordsee

Als Adj.-Führer lernte unser Arbeitskamerad Wilhelm Schäfer, der Lichtbogen-schweißer auf der Heinrichshütte ist, auf einer Sturm-fahrt so recht die ungebärdige Nordsee kennen, die den wenig schön klingenden Beinamen „Nordsee“ erhalten hat. Der nachfolgende Auf-satz wird, da er passend und lebendig geschrieben ist, jeden in seinen Bann ziehen.

Im strohgedeckten Wirtshause, das sich auf seiner Warft im sicheren Koog hinter dem Deich duckt, trinke ich einen Köhm, dann geht es den schmalen Weg hinauf zum Deich. Vor mir liegt in seiner herben Schönheit das Wattenmeer, aus dem weit draußen niedere Hügel und einige Dächer lugen, die Halligen.

Auf dem ganzen Weg durch die morgendlich dämmernden Marschen mit ihren Fennen, Sielen und Warften war es mir, als schritte stumm der große Dichter der Marschen, Theodor Storm, neben mir. Noch ganz von dieser Stimmung befangen, sehe ich auf das Meer, dahin, wo Himmel und Wasser zusammenfließen. Ich starre dahin. Sind das dort oben auf der Kimmung Segel, oder —?

Ich reiße mir die Augen. Nein, es ist nichts am Horizont drüben; es verschwimmt dort alles in einem die-sigen Grau, so klar auch sonst die Luft ist. Es ist, als bewege sich da etwas, als ginge dort Geheimnisvolles vor sich. Es wird wohl die gleiche Stim-mung gewesen sein, die Theodor Storm einmal sagen ließ:

„Ich bin ein Spökenkieber, das muß wahr sein;

An meiner heimatischen Küste, da trifft sich das zuweilen.

Ich schau aufs offene Meer, die Luft muß klar sein.

Da seh ich wundersame, weiße Segel eilen!“

Doch muß ein Mensch besonders fein besaitet sein, wenn er so etwas empfinden will. Jetzt sehe ich es gut, der Horizont ist frei, nur droht er mit leichtem Dunst. Es wird Wind auf-kommen. — Da ruft die Schiffsglocke. Ich reiße mich mit Gewalt von dem Bild los und laufe den Weg hinab. Wenige Augenblicke später trete ich an Bord der „Kungloff Oland“. Das Boot ist für 52 Personen gebaut, ein Spielzeug für ein Gewässer wie die Nordsee. Dreißig Mann sind an Bord, meistens Schleswiger, doch habe ich auch einige gute Freunde hier. Das erste Schiff, es ist größer als unseres, fährt uns backbord vor-aus. Unser eigener Rahm fährt mit halber Kraft, er ist bedeutend schnel-ler, muß jedoch in der Nähe des größeren bleiben. Unter den Gästen fällt mir einer besonders auf. Ich halte ihn für einen Kaufmann, was sein Mundwerk betrifft. In einem tiefen, gönnerhaften Brustton erzählt er einer älteren Dame Schauer- geschichten des Meeres. Dann sind da ein halbes Duzend Schleswiger mit schwarz-weißen Schirmmützen. Sie spielen die Erfahrenen, gehen breit und wiegend und spucken über die Keling. Ich setze mich am Heck auf die Bank. Schön ist es, so leicht wie-gend durch die Wasserwelt zu fahren. Noch lugt hier und da die dürre Krone einer Birke aus dem Wasser. Eine Hallig nach der andern gleitet vorüber, ein herbstliches Bild. Da liegen in Abständen die trozig aus dem Wasser schauenden Inselchen Nordstrand, Hooqe, Gröbe usw.

Die Stimmung an Bord ist ausgelassen. Es wird viel gelacht, gesungen und geschunkelt, ganz gleich, ob man sich kennt oder nicht. Hier an Bord gibt es keine Fremden. Die Lach- und Silbermöwen, Seeschwalben und Regenpfeifer, die uns noch vorhin immer umgaukelten, bleiben allmählich zurück. Das Schiff fängt an zu stampfen. Der Bootsmann ruft: „Da hinten liegt Amrum!“

Durch das Glas sehe ich deutlich einen dünnen Streifen Landes liegen. Doch auch etwas anderes fällt mir auf. Das Wasser hat weiter draußen eine giftgrüne Färbung. Es wogt wild auf und nieder, und ich sehe deutlich, wie die weißen Schaumkämme über die Wogen rollen. Es währt denn auch nur kurze Zeit und der Tanz geht los. Schreiend flüchten die Frauen in die Kajüte. Immer toller wird das Stampfen. Wie wir auf der Höhe von Langeneß Kurs nach Norden nehmen, kriegen wir die Stöße längs, so daß unser Kasten erbärmlich rollt. Ein Junge von kaum vierzehn Jahren sitzt unten auf der Bank. Einer der Weismützen hat ihm, unverantwortlich, eine Zigarette aufgezwungen. Es dauert denn auch nicht lange, da wird er auffallend blaß, was die Nebeltäter mit schallendem Gelächter beantworten. Ich nehme den Jungen und führe ihn mit Mühe nach achtern zur Bank. Dabei fühle ich deutlich, wie er zittert. Mich bringt

nichts so leicht aus dem Gleichmaß, doch dieser rohe Streich treibt mir das Blut in die Stirn. Zum Glück erholt sich der Junge bald. Jetzt gehen ein paar gewaltige Brecher über das Achterdeck. Da ich mich schühend über den Kleinen beuge, kriege ich die ganze Ladung über den Rücken.

Jetzt laufen wir mit voller Kraft die Insel Föhr an, und bald sind wir in Wyl im sicheren Hafen. So ein Nachmittagssturm ist aber schnell herum. Um sechs Uhr besteige ich das Schiff wieder. Wir nehmen mehrere BDM-Mädel an Bord. Dann geht es wieder hinaus. Vor der Hafeneinfahrt wird alles kleinlaut, denn was da draußen vor sich geht, verhilft nicht zum Scherzen. Jetzt verstehen wir, warum uns der Hafenmeister nicht mehr

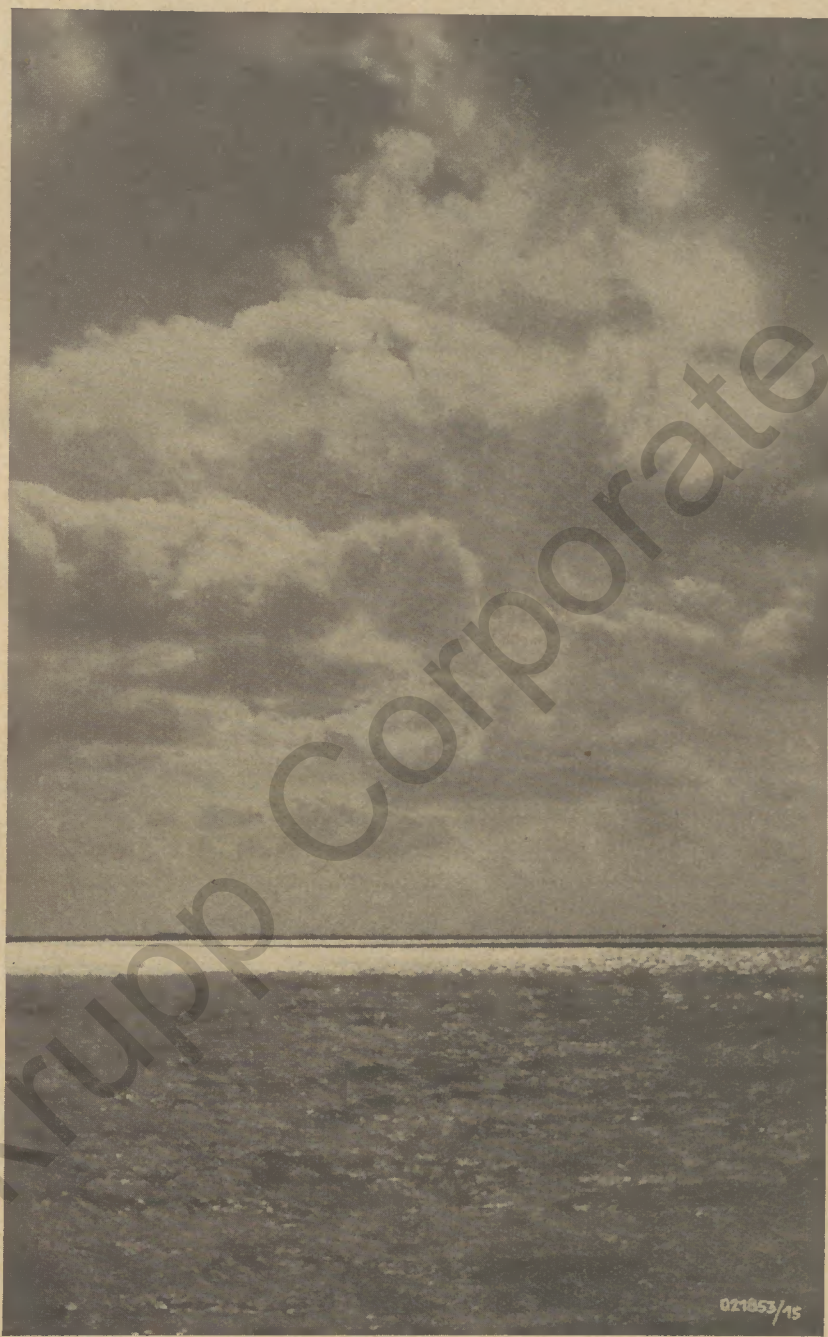
ausfahren lassen wollte. Windstärke neun! Gegen diesen Tanz ist die Fahrt vom Vormittag ein Spiel. Riesenkräfte werfen unsern Rahm in die Luft, doch bevor er in das dro-hende Tal kippen kann, reißt ihn die nächste Woge wieder hoch. Das Vor-der-schiff und der Führerstand tauchen tief ins Wasser, im nächsten Augen-blick ragen sie steil in die Luft. Der Lärm ist beängstigend. Es donnert und brüllt in der Tiefe, brodelnd und zischt auf den Wogen, und in der Takelage kreischt es.

Schon eine ganze Weile ist mir ein schleifendes Geräusch am Motor aufgefallen, auch sehe ich an einer Schwimmboje, daß wir nicht recht vorankommen. Das größere Boot ist nicht mehr zu sehen. Plötzlich geht ein Ruck durch das Schiff, der Motor steht! Seeno! — Das hat gerade noch gefehlt. Jetzt, da sich unser Rahm nicht mehr bewegen kann, da das Steuer wertlos ist, hebt ein Höllen-tanz an. In wildem Wirbel fliegen wir herum. Niemand ist in der Lage, sich aufrecht zu halten. Alles tanzt vor den Augen. Hat man jetzt den Horizont zu Füßen, ist er im nächsten Augenblick hoch in der Luft. Be-ängstigend knirscht das Holzwerk. Ohne das Motorgeräusch wirkt das Brüllen der See beklemmend. Eine schwere See wirft sich breitbeinig über uns, noch eine, und eine dritte. Tief senkt sich der Rahm nach Steuerbord, und wir nehmen dabei eine Menge Wasser auf. Hoch hebt uns eine Woge empor, eine Bö wirft sich unter uns, kentern wir? Ach was! Immer fängt unser Kasten sich im letzten Augenblick wieder auf. Da fährt das Achterschiff rasend herum, senkt sich tief in die See, und schießt darauf steil in die Luft, daß der Bootsmann über den Niedergang heruntergewir-belt kommt. Doch dem wackeren Kerl ist es gelungen, das Stück Trosse, das sich hinter die Schraube geklemmt hat, mit dem Enterhaken zu lösen. Zu unserer Freude hören wir bald wie-der die vertrauten Motorgeräusche.

Die Mädchen wimmern zum Er-barmen. Ich schaue unentwegt in das Gewoge. Furchtbar, doch großartig ist

der Anblick der entfesselten Wasser. Mir ist wie in einem Rausch zumute. Jeder Gedanke an Lebensgefahr geht dabei verloren. Welch eine gewaltige Symphonie tönt aus dem Gebrause, wilde Orchesterfluten unterscheiden sich. Da, dieses rasende Getöse, wo habe ich es gehört, wo nur? Es ist mir doch bekannt! Richtig, ich höre Haydns „Schöpfung“, wo sämtliche Streich-instrumente der Solistin Worte: „Da rasten brauend schreckliche Stürme“ so herrlich unterstreichen. Jetzt, dieses tiefängstliche, mahnende Getöse: Das ist Beethoven in seiner „Neunten“. „Ihr stürzt nieder, Millionen. Ahnest du den Schöpfer, Welt?“ Dann klingt ein feiner, heller Ton durch, sieghaft schwillt es an, und leicht und frei, mit Glöckchenbegleitung, das ist der Siegesmarsch: „Trotz wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächtigen Plan.“ Ich weiß jetzt, wo unsere großen Komponisten den Stoff für ihre wichtigen Werke sammelten! Nicht in ihrer stillen Kaulje, auch nicht auf blankem Parkett in der Gesellschaft mit ihren Etiketten und Komplimenten. Nein, nur in andachtsvollem Schweigen, mitten im Leben der Natur haben sie diese Kraft gesammelt.

Ein Schrei reißt mich in die Wirklichkeit zurück! „Achtung, es kommt!“ Ein Berg wächst gegen uns heran. In allen Zugen frachend bäumt sich das Boot steil auf, um gleich darauf in eine schier grundlose Tiefe zu sausen. Doch — mit unheimlicher Gewalt werden wir wieder empor-geworfen. Ich lache meinem Schützling aufmunternd zu. Er hascht nach



Morgenstimmung im Wattenmeer

Aufn.: Gaultsch

meiner Hand und schmiegt sich fest an mich. Wenn wir auf einer besonders hohen Woge reiten, sehen wir mitunter den Mast unseres anderen Bootes. Also haben wir schon wieder gut aufgeholt. Schon senkt sich, kaum merklich, der Abend herab. Er legt seinen Schattensmantel leicht auf die Wasser. In See droht Langeweile. Wir müssen die Insel anlaufen, weil wir die Mädchen hier absetzen und dafür vierzig Hitlerjungen übernehmen, die gestiefelt und gespornt am Landungssteg

stehen. Das ist ein saures Stück Arbeit. Zweimal werden beide Boote vorbeigerissen; beim drittenmal faust die Leine hinüber. Jeder an Bord hilft mit, und auch die Pimpfe packen an. Nach einem wilden Manöver haben wir alle Jungen auf die Boote verteilt, und weiter geht es.

Wohl ist die letzte Strecke noch wild, aber die Wogen kommen jetzt von achtern, und das ist angenehm. Ich biete dem Bootsmann eine Brasil an. Genießerisch passend meint er: „Ich muß mich wundern, daß Sie ihre erste Sturmfahrt so glänzend bestanden haben.“ Und es ist keine fade Prahlerei, als ich ihm lachend zur Antwort gebe: „Ja, in Westfalen wachsen harte Eichen.“ Die Antwort

gefällt ihm offenbar, denn er nickt anerkennend. — Es ist dunkel, als wir im Ziel an Land gehen. Alles stürmt über den Deich in die schützende Fenne des Rooges. Ich bleibe stehen und horche in die tobende Finsternis.

Ich merke nicht, daß jemand neben mir steht. Erst als sich eine kleine Hand in meine Rechte schiebt, sehe ich meinen kleinen Freund. Er drückt und schluckt, ich merke es ihm an, daß ihm der Abschied schwerfällt. Leise bittet er mich um ein Bild. Das gebe ich dem anhänglichen Burschen gerne. Ein Händedruck noch und ein langer Blick, und ganz bedrückt zieht er ab. Noch eine ganze Weile schaue ich in das Dunkel. Schwer hast du mich gezaust, schöne Nordsee. Doch fühle ich schon jetzt, daß ich wiederkommen muß. Wen du in deinen Bann gezogen hast, der muß kommen, und es muß schon ein hoffnungsloser Spießer oder ein Feigling sein, der schon nach der ersten Sturmfahrt die Waffen streckt. Sieh her, hier ist schon wieder eine



021854/15

Windstärke 5

Aufn.: Blume

Schiffstärke für morgen. Grolle nur, ich mache es wie der Halligbewohner, ich denke lachend: „Truh, blanker Hans!“

Wilhelm Schäfer, Lichtbogenschweißer, M.-W. VI, Heinrichshütte

Sie besuchten die Heinrichshütte



Bild oben links: Primaner des Gymnasiums zu Bocholt i. W. unter Führung von Assessor Eversberg besichtigten die Anlagen der Heinrichshütte

Bild unten links: Kaufmännische Lehrlinge der Fa. Gustloff Werke, Waffenfabrik Suhl, Abt. Berufserziehung, besichtigten unter Führung von Dipl.-Handelslehrer Waster, von Witten kommend, die Werksanlagen der Heinrichshütte. Am Nachmittag desselben Tages setzten unsere Gäste ihre Fahrt nach dem Rheinlande fort

Bild oben rechts: Dreher-, Stahl- und Eisenformerlehrlinge des Werkes Witten-Annen besichtigten während einer Wanderschaft unter Führung von Ing. Kaudzus unser Werk. Das Bild zeigt eine Gruppe während des Aufenthaltes in der Burg Blankenstein vor der Rückfahrt nach Witten-Annen

Aufnahmen: Liebetrau

Studienfahrt durch den Sudetengau

Der Betriebsobmann des Werkes Witten gehörte zu einer Gruppe von dreißig Teilnehmern — darunter drei aus dem Gau Westfalen-Süd —, die im Juni/Juli eine vierzehntägige Studienfahrt durch den Sudetengau unternahmen, um besonders einen Einblick in die größeren Betriebe dieses Gebietes zu tun. Betriebsobmann Zimmermann gibt uns nachfolgend einen kurzen, inhaltsreichen Bericht über diese Fahrt.



09920/15

Die alte Reichsstadt Eger

Unsere Fahrt ging zunächst von Breslau aus im Autobus nach Freiwaldau, das im Mtsvatergebirge am Flüsschen Biega liegt. Hier wurden die Textilwerke Regenhart und Reymann besichtigt. Die 1200 Gefolgschaftsmitglieder sind fast alles Frauen. Die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten ist sehr stark, während andere „demokratische“ Staaten sich als Abnehmer zurückgezogen haben. — Die Fahrt ging weiter über den Rotenberg (600 bis 700 Meter) nach Eisenberg. Hier wurde die Papierfabrik Olleschau A.G., die 400 Gefolgschaftsmitglieder zählt, davon 95 Prozent Tschechen, besichtigt. In der Hauptsache werden Zigarettenpapier und Hohlmundstücke hergestellt. — Dann ging es nach Mährisch-Schönberg, wo zahlreiche Tschechen wohnen und noch viel Arbeit in sozialer Hinsicht zu leisten ist. In der Nähe liegt Grulich. Hier besichtigten wir die von den Tschechen angelegte Befestigungslinie und sahen die Werbesdorfer und Abersdorfer Felsen, die bedeutend mächtiger als die in unserer Heimat, im Hönnetal, sind.

Über Trautenau ging die Fahrt dann weiter durch das weßliche Riesengebirge und Jerggebirge, wo wir bei Starkenbach die neue Reichsgrenze passierten. Es ging weiter zur Schlüsselbaude, die 1100 Meter hoch liegt und von den Tschechen besetzt wurde. Unübersehbare Wälder begleiteten uns auf dieser Strecke, die uns auch einen nordböhmischen Heimabend bescherte.

In Reichenberg besuchten wir die Spinnerei und Weberei Liebig & Co., die 2500 Gefolgschaftsmitglieder zählt. Hier fiel uns die gute Kameradschaft auf und die vorbildliche Küche. — Mit der Drahtseilbahn fuhren wir den 1200 Meter hohen Felsen hinauf, von wo aus bei klarem Wetter Prag zu sehen ist. In der Kampfzeit war dieser Punkt von den Deutschen besetzt.

In Warnsdorf besichtigten wir „Europas größte Strumpf-Fabriken“, J. Kunert & Söhne. 4000 Gefolgschaftsmitglieder stellen täglich 80 000 paar Strümpfe in vier Größen her. Das Werk verfügt über eine eigene Küche, eine Bäckerei, Metzgerei und eine Kaffeestube.

Dann ging es zu den bekannten Schichtwerken in Schreckenstein mit 3200 Gefolgschaftsmitgliedern, wovon 1000 Angestellte sind. Es werden

Speisefette und Seifen hergestellt. Während des Krieges belieferte dieses Werk voll das österreich-ungarische Reich. In einer Woche kommen 80 000 Kisten Seife zum Versand, das sind ungefähr 500 Tonnen. Uns fielen die vorbildlichen Bäder und eine sehr schöne Siedlung auf. Die kameradschaftliche Haltung untereinander ist musterhaft, als Anekdote kennt man nur „Arbeitskamerad“.

In Tepliz-Schönau, dem Bad gegen Jschias, Rheuma usw., entzückte uns ein Spaziergang durch den herrlichen Schlossgarten. — In Brüx besuchten wir den Konrad-Henlein-Schacht (Braunkohle), der früher tschechischer Staatsbetrieb war. Der Schacht ist seit drei Jahren in Betrieb und verfügt über moderne Einrichtungen. Je Tag werden 5000 Tonnen gefördert, der Vorrat reicht für 100 Jahre. 600 Mann arbeiten hier unermüdlich. — In Saaz, der Hopfenstadt, mit dem besten Hopfen der Welt, wurden die Saazer Hopfenwerke einer eingehenden Besichtigung unterzogen. Für 60 bis 80 Hektoliter Bier braucht man 25 Kilogramm Hopfen. — Eger, die Gründungstadt der SDP., sah uns in seinen Fahrradwerken, den Premierwerken. Anschließend besuchten wir die historischen Stätten dieser uralten, deutschen Stadt. Wir bewunderten alte Patrizierhäuser und die Kaiserburg, wo Kaiser Barbarossa residierte. — Auch das weltberühmte Karlsbad sah uns, wo wir die weltbekannte Glasfabrik Moser besichtigten.

Unser Augenmerk wandten wir auch den Menschen im Sudetengau zu. Im östlichen Sudetenland ist, besonders an den Gesichtern, der slawische Einschlag zu spüren. Die Häuser sind meist aus Holz mit überstehenden Dächern, die aus Stroh, Holz und oft auch geteert sind. Im westlichen Gau fanden wir mehr einen hochgewachsenen Menschenschlag, der eine größere nordische Beimischung zeigte. Das Haar ist dunkel. Wir fanden lebhaftere, richtige Kämpfernaturen. Die Häuser waren wohlthuend sauber.

Eines fühlten wir vor allem heraus: der schon Jahrhunderte währende Kampf, den der Sudetendeutsche für sein Deutschtum zu führen hatte, hat ihn gestählt und das Zusammengehörigkeitsgefühl unter diesen Menschen, die auf der Wacht im Osten stehen, so ungeheuer stark gemacht.



Tepliz-Schönau

Zeichnung von Ragimund Reimesch



021645/18



021645/18



Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamerad erzählt seine Kriegserlebnisse

(12. Fortsetzung)

Augenblicklich war für uns eine fette Zeit, wenn das so weiterging, würden wir noch die reinen Veddernäuler. „Winslow“ hieß die neue Brise, kam von Auckland auf Neuseeland und wollte nach Samoa. Mit „Winslow“ und „Wairuna“ fuhren wir nun zurück auf unseren ersten Ankerplatz. Anzug „Kohlenzeug“ hieß es wieder einmal am nächsten Morgen. Die „Winslow“ wurde längsseits geholt, und in Tag- und Nachtschicht wurden die Kohlen übernommen.

„Wairuna“, unser glückhaftes Schiff, ist nicht mehr, draußen vor der Insel, in tiefem Wasser, haben unsere Geschützführer gezeigt, was sie leisten können. Salve um Salve schlug in die stählerne Bordwand der „Wairuna“, und nach kurzer Zeit legte sie sich langsam auf die Seite, bis das Wasser in den Schornstein lief, um dann ganz umzuschlagen. Noch lange zeigte sie uns ihren feuerroten Boden und versank dann langsam, um ohne Strudel unter der ruhigen Wasseroberfläche zu verschwinden. — Die Winslowkohlen füllten gerade unsere Gebrauchsbunker. Leider stellt sich heraus, daß das Benzin der Brise für unser Flugzeug nicht verwendbar war. „Schade“, sagte der Flieger, „aber Benzin kann unser Motor nicht verdauen, und wir haben nur noch Brennstoff für einige Flüge. Unsere Kisten können wir dann einpacken, und wir können uns auf die faule Haut legen.“ „Winslow“ war leer. Alles Brauchbare hatten wir übernommen, nun sollte auch sie ihren letzten Gang antreten. Wir schleppten sie hinaus, und frachend fuhren die 15-Zentimeter-Granaten unserer Geschütze in ihre hölzerne, feste Bordwand. Sinken wollte das Schiff nicht, es wehrte sich verzweifelt gegen seinen Untergang, trotzdem es lichterloh brannte. Viel Zeit hatten wir aber nicht mehr, deshalb ließen wir das Schiff ruhig treiben. Wahrscheinlich ist es später an den Klippen der Sonntagsinsel zerschellt. Viel zu lange hatten wir uns schon hier an der schönen Insel aufgehalten, jetzt mußten wir unbedingt weiter. Ohne an unseren Ankerplatz zurückzukehren, ließen wir mit Südkurs wieder hinein in den großen Stillen Ozean.

Noch lange sahen wir hinter uns das brennende Wrack der Winslow treiben. Jetzt aber sind alle Gedanken nach vorne gerichtet, „Wolf“ und Besatzung sind zu neuen Taten bereit.

Mehr kapern mußten wir, um die Besatzung und die vielen Gefangenen am Leben erhalten zu können. „Wairuna“ hatte uns wieder 44 Mann gebracht, und auch Winslow gab uns neun. Alle Mäuler waren hungrig, und wir durften nicht auf unseren Vorbeeren ausruhen. Mächtig schob der „Wolf“ seine Bugwelle vor sich her, man konnte sehen, die Maschine war von Fachleuten wieder in Ordnung gebracht worden.

Was war bloß los bei uns an Bord, das war eine Unruhe, ein Raunen und Tuscheln? Am Achterdeck waren alle Gefangenen angetreten, unruhig durchschritt der Gefangenen-Offizier immer und immer wieder die Reihen, fragte hier, erkundigte sich dort. Irgend etwas stimmte da hinten nicht. Der Gefangenen-Offizier stürmte dann zur Brücke und machte dem Kommandanten Meldung. Komisch, das war doch sonst nie geschehen, da war sicher etwas Besonderes los. Zwei Gefangene von unserer ersten Brise, der „Turrutella“, fehlten heute bei der Abendmusterung. Ungesehen sind sie an der Sonntagsinsel an Land geschwommen. Eine tüchtige Leistung, lagen wir doch immer ungefähr tausend Meter von der Insel entfernt, dazu das steile, unzugängliche Ufer und die See voller Haie. Es gehörte bestimmt eine große Portion Mut zu diesem Unternehmen. Wie wir später erfuhren, erreichte auch nur einer der Flüchtlinge die Insel mit einem gebrochenen Arm, während der zweite von Haien unter Wasser gezogen wurde. Zwei volle Monate hatte der Gerettete alleine auf dieser Insel, wahrscheinlich in „Meyers Settlement“ gehaust, bis er von einem japanischen Kriegsschiff aufgefunden wurde. Dieser Vorfall gab uns Anlaß, in Zukunft noch viel vorsichtiger zu sein.

Unser kleines Ziegenlämmchen, das wir von einem Jagdausflug auf der Sonntagsinsel mitgebracht hatten, ging uns heute ein. Die Mutter hängt steif gestoren in unserem Kühlraum. Tolle Jagden waren es auf

der Insel. Die wilden Ziegen kletterten und sprangen wie die Gemsen von Felsen zu Felsen. Unsere Kugeln waren aber doch noch schneller, und oft im Sprung erreichten sie ihr Ziel. Unterhalb der Felsen, oft dicht am Wasser, fanden wir dann unsere Beute. Gutes, frisches Fleisch für Besatzung und Gefangene! Auch den großen Fischreichtum zwischen den Klippen machten wir uns zunutze. Täglich ging die Freiwache mit mehreren Booten unter die Klippen, sogar die Gefangenen bekamen die Erlaubnis, mit einem Boot sich am Fischfang zu beteiligen. Reiche Beute wurde an Bord gebracht. Königsfische, 35 Pfund schwer, wanderten, als angenehme Abwechslung auf unserer Speisefarte, ebenfalls in den Kühlraum. In der Proviantlast lagen Mengen Apfelsinen, die uns die Sonntagsinsel gespendet hatte. Täglich wurde eine dieser herrlichen Früchte an jedes Besatzungsmitglied verausgabt. Das beste Mittel gegen Skorbut und Berry-Berry, Krankheiten, die sich schon vereinzelt bei der Besatzung bemerkbar machten. Gemüse, Frischfleisch und Früchte sind hier die einzige Rettung. Diese schlimmsten Krankheiten der Tropen treten bei langen Seereisen oft infolge der einseitigen Beköstigung durch Konserven auf.

Gefangene Seeleute von der „Wairuna“ erzählten uns, daß vor Kapstadt der englische Riesendampfer „Aquitania“, 46 000 Tonnen groß, mit 15 000 australischen Soldaten an Bord, meist Artillerie, für den westlichen Kriegsschauplatz, mit Mann und Maus untergegangen sei. Unsere Minen tun auch noch nach sieben Monaten ihre Schuldigkeit.

Wir näherten uns jetzt der Nordspitze von Neu-Seeland. Vom Kap „Maria van Die-men“ zeigt uns ein Blinkfeuer den Weg. Eine Reihe Minen, mit den besten Wünschen vom „Wolf“, war der Dank für diese Freundlichkeit. Auch die Cookstraße beglückten wir mit einer Anzahl der „Wolfseier“, um dann westlich im Ozean zu verschwinden.

Schönstes Wetter fanden wir hier zwischen Neuseeland und Australien, wir näherten uns dem Haupthafen Australiens. Schiffe sahen wir jetzt wieder genug, doch wir durften unsere Anwesenheit nicht zu früh verraten. Erst mußte die Sperre gelegt sein, dann durften wir auch wieder ans Kapern denken. Rauchwolken über Rauchwolken von Dampfern kamen in Sicht und verschwanden wieder unter dem Horizont. Vergerlich ließen wir alle ziehen, jetzt durfte uns keiner sehen. Die

Ostküste Australiens tauchte vor uns auf, gebadet im hellen Licht der untergehenden Sonne. Wir hielten Kurs auf die kleine Insel Gabo an der Küste von Neusüdwales, hier, zwischen den beiden Handelszentralen Sydney und Melbourne, sollten unsere nächsten Minen fallen. Unsere Junter überwachten scharf den feindlichen ZV-Verkehr. Nichts Alarmierendes war zu hören. Unsere Minen bei Neuseeland hatten also noch nicht gewirkt. Ruhig konnten wir also an unsere Arbeit gehen. Da flog das Bullauge der Junterbude auf, und der Junter reichte ein eben aufgefangenes Telegramm zur Brücke. Ein Lächeln des Kommandanten, dann gab er den Funkspruch an den Wachoffizier weiter. „Postdampfer „Mongolier“ vor Bombay durch Mine gesunken. Die Post ist verloren. Passagiere und Besatzung sind gerettet.“ Die Dunkelheit brach herein, und hell flammte das Leuchtfeuer auf der Insel Gabo auf. Auch der Mond stieg über den Horizont und überflutete die See mit einem hellen, magischen Licht. Auf größere Entfernung konnte man Schiffe auch ohne Glas ausmachen. Hier war großer Schiffsverkehr, und unsere Minen werden hier nicht lange auf Besuch zu warten haben. Mehrmals mußten wir unser Minenlegen unterbrechen, weil Schiffe unseren Kurs kreuzten, aber die Sperre war doch tabellos hingekommen. Im Minenlegen ist unser Kommandant Meister. Ob der Leuchtturmwärter von Gabo gar nichts gemerkt hat? Oft waren wir bis auf drei Seemeilen an die Insel herangekommen. Nun hieß es wieder rasch verschwinden aus der Tasmansee. Japanische Kreuzer funkten in unserer unmittelbaren Nähe. Mit Nordostkurs gingen wir ab vom Ort der Tat.

Das Wetter wurde wieder schlechter, trieb uns aber auf diesem Kurs tüchtig voran. Wieder meldete sich die Funkentelegraphie und brachte das



In den Tropen! Der Kommandant des „Wolf“ auf der Brücke

Allerneueste über unsere Tätigkeit. Ein Dampfer vor Kapstadt war gesunken, weiter stieß ein anderer großer Dampfer (Truppentransporter) am Südkap auf unsere Minen. Die „Tyndacus“, wie der Dampfer hieß, ist zu unserem Leidwesen nicht sofort gesunken, die Besatzung konnte durch aus Kapstadt herbeigerufene Hilfsschiffe gerettet werden. Auch die „Celitia“, ein 4000-Tonnen-Dampfer, sank vor Kapstadt, ehe ihm Hilfe gebracht werden konnte. Beachtliche Erfolge, die wir auf Grund unserer mit soviel Liebe gelegten Minen buchen konnten. Kein Wunder, daß uns die Briten mit allen verfügbaren Schiffen verfolgten, um den deutschen „Freibeuter“, wie sie uns zum größten Stolz nannten, zu stellen und zu vernichten. Leider rechneten sie nicht mit der Schlaueit und Verschlagenheit unseres Kommandanten. Wenn der Vetter vor Kapstadt oder Ceylon Minen feststellte, war der „Wolf“ schon in einem ganz anderen Jagdgebiet. Alle Mühe der Engländer, uns zu „schnappen“, war vergebens. Der „Freibeuter“ erledigte seine Aufgabe und hat sie bis zum Ende

durchgeführt, trotz Toben und Schimpfen aller Feinde. Nur von unserer Bombay-Sperre hörten wir nichts, kein Wort mehr, nachdem dort die ersten beiden Schiffe aufgelaufen waren. Weggeräumt konnte die Sperre unmöglich sein, dazu war sie viel zu unregelmäßig gelegt worden, diese Sperre sollte nur den größten Schiffen zur Monsunzeit zum Verhängnis werden. Ja, unser Kommandant war Spezialist und wohl der gerissenste Minenleger der deutschen Flotte. Schlau wie ein Fuchs, unerschrocken und draufgängerisch, wenn der Zeitpunkt gekommen war, und auch wieder vorsichtig bis zum äußersten, wenn es galt, Schiff und Besatzung der ihm gestellten Aufgabe zu erhalten. Aber auch streng und unerbittlich an dem einmal gesteckten und wohlbedachten Ziele festhaltend. Nur ihm hatte es die Besatzung zu verdanken, daß die gestellte Aufgabe bis zum Schluß glücklich durchgeführt werden konnte und Schiff und Besatzung die Heimat wieder erreichten. Ein Seeoffizier, geliebt und geachtet von der ganzen Besatzung.

Arno Trunk

(Fortsetzung folgt)

FÜR DEN FEIERABEND

Sollen wir ausländische Schriftsteller lesen?

So hat sich gewiß manch einer in letzter Zeit gefragt. Den Anstoß zu dieser Frage gibt die Heze, die gegen alles Deutsche im Ausland betrieben wird, andererseits aber auch die Tatsache, daß im deutschen Buchhandel gerade heute sehr viel Uebersetzungen fremder, besonders auch englischer, Autoren angeboten werden.

Es wäre nun interessant, zu wissen, ob in gleichem Maße oder mit der gleichen Toleranz auch unsere deutschen Schriftsteller im Ausland gelesen werden. Unter „deutsche Schriftsteller“ sind nun nicht alle jene zu verstehen, die nun zufällig mal in deutscher Sprache schreiben, dann müßten auch die Thomas und Heinrich Mann, Feuchtwanger, Ludwig-Cohn und Remarque dazu gerechnet werden. Nein, deutsche Schriftsteller und Dichter sind u. a. Carossa, Binding, Kolbenheyer, Wiechert, Ina Seidel, Gmelin und noch viele andere, die deutsch fühlen, deutsch denken und somit deutsch schreiben können.

Dazu wäre nun festzustellen, daß bis 1935 Carossas „Rumänisches Tagebuch“ in den Vereinigten Staaten ganze 581 Käufer hatte, Emil Ludwig-Cohn mit seinem „Bismarck“ aber 120 777, oder Thomas Mann mit den „Buddenbrooks“ 27 377. Und so könnte man noch weiter „interessante“ Zahlen anführen.

Vor kurzer Zeit las ich in dem Brief eines gebildeten, englischen Taschisten, dem keine Deutscheindlichkeit vorgeworfen werden kann und dem von befreundeter, deutscher Seite auf seinen Wunsch hin die besten Werke bekannter deutscher Schriftsteller mitgeteilt worden waren: „Ich muß bekennen, daß ich von keinem der erwähnten Dichter Bücher gelesen habe; ich beabsichtige, dies bei nächster Gelegenheit wieder gutzumachen.“

Hier wäre die Frage einzuschalten: „Woran liegt es, daß unsere Dichter und Schriftsteller im Ausland, hier z. B. in England, so wenig bekannt sind?“ Sicher, der Boykott der Juden wird das keine dazu beitragen. Aber man müßte prüfen, ob der deutsche Buchhandel hier nicht eine Mission zu erfüllen hätte, und ob nicht jeder Deutsche, der im Ausland wohnt, für das deutsche Buch höchst privatim immer zu gegebener Zeit eine Lanze brechen müßte. Wie er das macht, ist seine Sache. Und wenn er nur gegen die Buchausstellungen Propaganda macht, die z. B. in Paris regelmäßig von den Emigranten-Literaten veranstaltet werden.

Gewiß werden oft Bücher ausländischer Autoren — man erinnere sich an den Erfolg des Romans „Vom Winde verweht“ — in Deutschland häufiger gelesen als die deutschen, übersehten Bücher z. B. in England. Aber es will fast scheinen, als ob das Angebot der Uebersetzungen ungewöhnlich rege ist, ohne daß vielleicht ein ausgeprägteres Bedürfnis danach besteht. Man sehe sich die Auslagen an und frage die Buchhändler nach der verkauften Stückzahl.

Uebersetzungen unerwünschter Autoren werden durch die Verleger selbst und die entsprechenden Organe der Reichskulturkammer von vornherein ausgeschaltet, und die Werke, die überseht werden, sind im allgemeinen gut, denn das neue Deutschland ist kulturoffen für alles Wertvolle — natürlich in der Erwartung, daß auch dem guten, deutschen Schrifttum der Weg zum ausländischen Leser, bleiben wir bei einem bestimmten Land, dem englischen z. B., nicht bewußt verwehrt wird. Doch hier wird es so sein und vorläufig auch bleiben: die große Menge wird weiter nur zu den Tageszeitungen und Magazinen greifen, um sich ein mehr oder weniger schiefes Bild über das politische und kulturelle Geschehen in Deutschland zu machen, falls die Blätter überhaupt ein Wort darüber verlieren.

Jeder Ausländer, der sich ehrlich bemüht, deutschem Wesen und Denken näher zu kommen, wird in Deutschland gelesen werden, muß gelesen werden, denn es nützt unserer Sache mehr, wenn ein Ausländer über uns schreibt, besonders wenn er schon in seinem Heimatland einen Namen hat und daher so leicht niemand ihm Parteilichkeit, Hörigkeit, Bestechung oder, wie sonst die beliebten Vorwürfe heißen mögen, vorwerfen kann, als wenn niemand über uns schreibt und niemand gutgemeint und klargesehen schreiben will, da er doch nicht in dem Land, dem er näherkommen möchte, gelesen wird oder gelesen werden kann.

Alle diese oben erwähnten Voraussetzungen sind bei den in Deutschland angebotenen Büchern erfüllt: Vorurteilslosigkeit und Unabhängigkeit des Verfassers, „Niveau“ des Buches, eine entsprechende Zahl der Uebersetzungen, d. h. Wahrung eines vernünftigen Verhältnisses. Jeder kann daher beruhigt auch Bücher ausländischer Autoren lesen!

Die Bücher zweier nachfolgender englischer Schriftsteller werden jedem Leser zum Bewußtsein bringen, ein wie wichtiger Faktor ein Buch sein kann, wenn es heißt, Verständnis für das andere Volk oder sogar für

die „andere Regierungsform“ zu wecken. Da ist zuerst der Roman „Der Quell“ von Charles Morgan¹⁾, dessen berühmtestes Buch wohl „Die Flamme“ ist und das bisher in zehn Sprachen übersetzt wurde. „Der Quell“ führt uns in das Leben internerter, englischer Offiziere in Holland, von denen einer dort seine frühere Schülerin wiedertrifft, die als Engländerin mit einem deutschen Offizier, Rupert von Narwik, der an der französischen Front kämpft, verheiratet ist. In epischer Breite legt Morgan anfänglich seinen Roman an, nur ab und zu flackert stärkeres Geschehen auf, und bringt das Wüten des Krieges etwas Aufregung in das behäbige Leben des holländischen Landfises. Nur von ferne hebt der Weltkrieg drohend seine Faust. — Dann, ungefähr in der Mitte des Buches, bricht das ganze, heiße Leben durch, als die Engländerin in ihrem ehemaligen Lehrer den Engländer und Mann sieht. Sie hat ihren Gatten, Rupert von Narwik, nie geliebt, aber sie achtet ihn als den ehrlichen, tapferen, preußischen Offizier, bis dieser dann endlich gegen Ende des Krieges zu Tode verwundet zu ihr nach Holland kommt. Was nun kommt, ist das Hohelied der Tapferkeit, die der zu Tode getroffene Mann zeigt, als er erkennen muß, daß er seine Frau, die ihn allein hielt, nie besessen hat und daß sein Vaterland, für das er unter grauenhaften Schmerzen sterben muß, durch Verrat zusammenbricht. — Es sind Kapitel in dem Buche, die zutiefst erschüttern, und man fragt sich oft, ob der Verfasser in diesem preußischen Offizier, der erst gegen Ende des Buches sichtbar in Erscheinung tritt, bemußt das Hohelied der Liebe und der Tapferkeit singen wollte. —

Ein wundervolles Buch, edel und zuchtvoll in Sprache und Form, das in der Stille zu lesen ist, nicht nur einmal, nein oft, sehr oft. Ein Buch, das uns die ernsten Gespräche zweier Männer zeigt, des internerierten englischen und des körperlich und seelisch zu Tode verwundeten deutschen Offiziers. Gespräche, die dem aufmerksamen Leser sagen werden, daß dieses Buch überseht werden mußte.

Das zweite Buch, „Brücke zum Morgen“ von Philip Gibbs²⁾, greift noch tiefer in die Gegenwart hinein. Der Titel der englischen Originalausgabe lautet „Great Argument“, was vielleicht umfassender und zutreffender ist. Dieses Buch schildert das tragische Leben — so kann man ruhig sagen — des Labour-Party-Abgeordneten Edward Jesson, eines Mannes, der wirklich praktisch und von Herzen Sozialist sein will, Kriegsteilnehmer war, der am liebsten sich selbst fortgeben möchte, und der am Ende erkennen muß, daß er als alter Mann vor einer neuen Zeit zurückzutreten hat, daß — auf gut Deutsch gesagt — seine Partei hinterherhinkt und zum alten Eisen gehört. Er allein ist nicht die Hauptperson des Romans, da ist seine Tochter, die auch die neue Zeit sieht, die aber, eben weil er der Vater ist, zu ihm hält. Da ist der Wäscheindustrielle Charrington, den Gibbs sagen läßt: „Ich kenne Deutschland sehr gut. Ich fahre oft hin und habe viele gute Freunde dort. Hitler hat, seit er an der Macht ist, Großartiges für sein Volk geleistet. Er hat Deutschland das Gefühl der Verzeihung und Erniedrigung genommen. Und seine Revolution ist immerhin ganz unblutig verlaufen.“ Und da ist dessen Sohn, der die Arbeitsdienstlager in Deutschland kennenlernt und die „unglaublichen“ Worte nach Hause, nach England, schreibt: „Heil Hitler! Ich bin mit Leib und Seele für ihn.“ —

Das Buch ist nicht nur ein „strenger“ politischer Roman. Es ist durchwürtzt von Humor und Witz, und einmal wird die junge, französische Frau des Arbeiterführers, einmal ein italienischer Emigrant ins Treffen geführt. Jeder wird diesen Roman mit Interesse lesen, und wenn die Tochter von ihrem Vater sagt: „Vater ist ein ziemlich harmloses Gemüt“, so bezeugt das, daß dieses Buch nicht in Empfindungen schwelgt, sondern das Leben schildert, wie das Leben nun einmal ist. Da müssen sich auch einmal die Anhänger eines „gewissen Oswald Mosley“ mit den Gegnern prügeln, da muß auch der Abessinientrieg und der Sohn des Jesson, ein von jedem belächelter Salonhohschwitz, zu Worte kommen.

Ein Buch, das politisch und amüsant geschrieben ist, das vielleicht von vielen jenseits der Grenzen gehaßt und gemieden wird, das aber trotzdem gelesen wird, eben darum — und eben darum uns Deutschen sympathisch ist.

Th. Bl.

¹⁾ Charles Morgan „Der Quell“, 572 S., Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.

²⁾ Philip Gibbs „Brücke zum Morgen“, 335 S., Universitas, Deutsche Verlags-Gesellschaft, Berlin.

Die besprochenen Bücher können in der Werksbücherei Witten ausgeliehen werden.

Die Lehrwerkstatt Witten machte ihren Betriebsausflug!

Der 5. Juli war der Tag, der den so lang erwarteten Betriebsausflug brachte. Sechzig Mann stiegen in den Autobus und los ging es durch das herrliche Ruhrtal. Es kam, wie immer, wenn lustige Jungen beisammen sind, eine fabelhafte Stimmung auf.

Die Fahrt ging über Hagen, Hohenlimburg nach Herforn, durch das schöne Hönnetal, an der Dechenhöhle und an dem Felsenmeer vorbei. Die Stadt Arnsberg und der ausgedehnte Arnsberger Wald wurden durchfahren, bis sich wieder die reisenden Kornfelder zeigten. Und dann kam Wasser — der herrliche Möhnesee glitzerte in der Morgensonne. An der Sperrmauer wurde erste Frühstückspause gemacht. Wenige hatten schon solch ein riesiges Stauwerk gesehen. Aber die Zeit war knapp, und bald fuhr der Wagen in Richtung Paderborn.

Es ging durch Paderborn zu den Externsteinen. Versteckt zwischen Berghängen ragen die wichtigen Felsen hervor. Die Gedanken wurden bei der Besichtigung zurückversetzt in die Zeit unserer Vorfahren, für die die Externsteine eines der größten Heiligtümer waren. — Die Fahrt ging weiter der Stadt Detmold zu. Von weitem war der Teutoburger Wald schon zu sehen. Mit dem Liede „Lippe=Detmold eine wunderschöne Stadt“ ging die Fahrt durch die



Das Hermannsdenkmal
im Teutoburger Wald

Straßen, und bald wurde Raft in einer Gaststätte gemacht. Das Schloß wurde dann besichtigt, das auf alle mit seinen kostbaren Räumen einen nachhaltigen Eindruck machte.

Aber der Höhepunkt der Fahrt sollte das Hermannsdenkmal sein. Am Fuße des Berges sah jeder schon die wichtige Figur, und dann ging es in Marschkolonnen den Berg hinan. Die Vorstellung, die man sich von dem Denkmal gemacht hatte, wurde von der Wirklichkeit noch übertroffen. Es ist 67 Meter hoch und wurde von dem Ansbacher Ernst von Bandel erbaut, zu dessen Andenken ein Bandelstein und eine Bandeltreppe errichtet wurden. Auch die schlichte Bandelhütte, die der Erbauer während der Bauzeit bewohnte, ist noch gut erhalten. Lange Zeit brachte man zum Bau des Denkmals. Die Figur zeigt nach Westen und ist aus Kupfer getrieben. Das sieben Meter große Schwert hat die Inschrift „Deutsche Einigkeit meine Stärke, meine Stärke Deutschlands Macht“. —

Bald rollte dann der Wagen wieder auf der Reichsautobahn. Lustige Lieder begleiteten ihn zurück über Dortmund in die Ruhrstadt Witten, die mit rauchenden Schloten grüßte. Diese erlebnisreiche Fahrt wird jedem noch lange in Erinnerung bleiben.

Liessem, Lehrwerkstatt Witten



Die Externsteine



Eine Teilnehmergruppe

Wittener Arbeitskameraden mit KdF. im Odenwald

Ein Teilnehmer der Fahrt schreibt:

Der KdF-Zug brachte uns Urlaubers schnell nach Amorbach in Mainfranken. Aber noch ging es weiter mit dem Autobus nach Kirchzell. Welch herrliches Stückchen Erde ist dieser Odenwald mit seinen Bergen und Tälern! Eine sagenumwobene Welt zwischen alten Burgen, Städtchen und Dörfern. Hier wurden wirklich die Sorgen des Alltags schnell vergessen, wir gaben uns ganz der Erholung und dem Erleben hin.

Mit zwölf Personen waren wir in einem Gasthaus zusammen. Bald nannte man uns „Die zwölf Apostel



aus Westfalen-Süd“, und eine herzliche Freundschaft verband uns mit den Einwohnern von Kirchzell.

Tag für Tag klangen unsere Fahrten- und Wanderlieder durch den Odenwald. Wir erlebten Heidelberg! Es ist schon so, wie der Dichter sagt: „Alt Heidelberg, du feine...“ Nur schade, daß die berühmten Heidelberger Fässer leer sind, mit ihrem Wein hätten wir zu gern unseren Durst gestillt. Aber dafür bekamen wir eins mit dem „Heidelberger Fuchschwanz“ ins Gesicht. So verlebten wir acht Tage, die wir nicht vergessen werden.

Kirchzell, Werk Witten

SPORT IN UNSEREN WERKEN

Die Heinrichshütte beging ihr Sportfest

Unter zahlreicher Beteiligung führte die Betriebsportgemeinschaft Heinrichshütte am 12. und 13. August 1939 ihr Werksportfest durch. An beiden Tagen sah man auf dem Sportplatz an der Feldstraße ein lebhaftes Bild, und alte und junge Wettkämpfer stritten in sportlichem Wettkampf um den Sieg. Durch die mäßigen Lauf- und Sprungbahnen allerdings kamen hervorragende Leistungen nicht auf. Der Kampfeswille und der restlose Einsatz der Wettkämpfer ließ jedoch die schlechten Bahnverhältnisse vergessen. Der Direktor und der Mann aus dem Betrieb, der Abteilungsleiter und der Kamerad von der Drehbank, sie rangen erbittert um die heißbegehrten Punkte und freuten sich am Schluß der Veranstaltung über ihre errungenen Siege.

Die Wettkämpfe selbst setzten sich aus Drei- und Fünfkampf für alle Altersklassen und den leichtathletischen Einzelkämpfen zusammen. Die Frauen führten den Dreikampf und zwei Einzelkämpfe durch. Der betont leichtathletische Charakter der Wettkämpfe ließ die Absicht erkennen, bei dem am kommenden Sonnabend und Sonntag stattfindenden Sportfest der Vereinigten Stahlwerke in Arefeld gut gerüstet zu sein.

Neben den Einzel- und Mehrkämpfen wurde der Mannschafts-Vierkampf aus dem Sportappell der Betriebe durchgeführt, der bei den Teilnehmern und den zahlreich erschienenen Zuschauern lebhaften Anflug fand. In einer

8×75-Meter-Pendelstaffel, im Medizinballwerfen und -stoßen, im Keulenzielwurf und dem abschließenden 1000-Meter-Mannschaftslauf maßen die angetretenen Mannschaften ihre Kräfte und bewiesen den Zuschauern, daß der „Sportappell der Betriebe“ versucht, neue Wege zu gehen, die uns dem Ziel: „Ein Volk in Leibesübungen“ ein gutes Stück näherbringen werden.

Die Veranstaltung wurde durch eine Lautsprecheranlage unterstützt, die für die musikalische Umrahmung sorgte und die Zuschauer von den Ergebnissen unterrichtete. Am Abend fand eine kleine Siegerehrung statt, bei der die Siegerinnen und Sieger mit geschmackvollen Urkunden ausgezeichnet wurden. In kameradschaftlicher Geschlossenheit blieb man noch längere Zeit zusammen, und bei Lied und Tanz eilten die Stunden schnell dahin und gaben dem Abend einen harmonischen Ausklang. Und es gab wohl viele, die in diesem Jahre keinen Sieg errungen hatten, die aber mit dem festen Vorsatz nach Hause gingen: „Im nächsten Jahre bin ich wieder dabei, dann aber als Sieger!“ Den Siegern aber gab ihr Sieg die Verpflichtung mit, auch weiterhin mitzutun, um das Endziel zu erreichen: „Ein Volk in Leibesübungen“. Und wenn das diesjährige Werksportfest mit dazu beigetragen hat, diesem Ziel einen kleinen Schritt näherzukommen, dann war die Veranstaltung auch in dieser Hinsicht ein voller Erfolg.

DIE ECKE DES SCHACHSPIELERS

Um die Westdeutsche Meisterschaft der RdF.-Schachgemeinschaft

Ein Gefolgschaftsmitglied der Heinrichshütte spielte in Köln

In der Domstadt Köln fand in der Woche vom 6. bis 12. August das Westdeutsche Meisterturnier der RdF.-Schachgemeinschaft statt. Hier ging es darum, den besten Schachspieler zu ermitteln, damit dieser dann die Westdeutschen Gaue beim RdF.-Reichsmeisterturnier vertritt. An diesem Turnier in Köln nahmen nun die besten Spieler der westdeutschen Gaue teil. So nahmen vom Gau Köln-Nachen die Spieler Frielingsdorf (Köln), Neuhoff (Köln) und Quernheim (Köln), vom Gau Westfalen-Süd die Spieler Schulte (Flerlohn), Schwarz (Hattingen) und Schried (Dortmund), vom Gau Düsseldorf die Spieler Baumann (Wuppertal) und Feldbusch (Düsseldorf), vom Gau Essen der Spieler Zabinsky (Duisburg) und vom Gau Westfalen-Nord der Spieler Klein (Gelsenkirchen) teil.

Nachdem die Auslosung vor sich gegangen war, ging es gleich am Sonntag nachmittag in die erste Runde; es wurden insgesamt neun Runden gespielt. Nach der dritten Runde führten v. Zabinsky (Essen) und Klein (Westfalen-Nord). An allen Tagen wurde von den Meistern erbittert um den Punkt, der aus jeder Partie zu vergeben ist, gekämpft, und es zeigte die Spitzengruppe nach der achten Runde folgenden Stand: 1. Frielingsdorf (Köln) mit 6 Punkten, 2. v. Zabinsky (Essen) 5½ Punkte, 3. Schried (Westfalen-Süd) ebenfalls 5½ Punkte. Die Entscheidung konnte nun nur noch in der neunten Runde fallen, hier mußte nämlich Schried gegen Frielingsdorf antreten. Frielingsdorf spielte reichlich nervös und versuchte ein „Remis“ herauszuholen, aber gegen das Stehvermögen des Süd-Westfalen gab es kein Halten. Den ewigen Angriffen Schrieds fiel ein Turm des Kölners zum Opfer, und damit war die Partie und das Turnier zu Gunsten des Dortmunders ent-

schieden. Der Schlußstand war folgender: 1. Fritz Schried (Westfalen-Süd) mit 6½ Punkten, 2. v. Zabinsky (Essen) mit ebenfalls 6½ Punkten, 3. Frielingsdorf (Köln) 6 Punkte, 4. Baumann (Düsseldorf) 5½ Punkte, 5. Schulte (Westfalen-Süd) 5 Punkte, 6. Klein (Westfalen-Nord) 4½ Punkte, 7. Neuhoff (Köln-Nachen) 4½ Punkte, 8. Quernheim (Köln-Nachen) 3½ Punkte, 9. Feldbusch (Düsseldorf) 1½ Punkte und Schwarz (Westfalen-Süd) 1½ Punkte.

Nun wird der Westdeutsche RdF.-Schachmeister Schried aus Dortmund die schachlichen Interessen der RdF.-Schachgemeinschaften der Zone West in dem Anfang Oktober stattfindenden RdF.-Reichsmeisterturnier in Aachen vertreten, und wir wollen hoffen, daß er auch hier einen guten Platz belegen kann.

Am Samstagabend wurde in der Gartenwirtschaft Mott, in der Nähe des Kölner Zoologischen Gartens, die Siegerehrung vorgenommen. Jeder Teilnehmer erhielt ein künstlerisch ausgefertigtes Diplom ausgehändigt. Anschließend wurde dann das Tanzbein noch recht fest geschwungen, und am Sonntagvormittag fuhren die Meister in ihre Gaue zurück. Wenn unser Hattinger Meister Paul Schwarz keinen höheren Platz belegen konnte, so liegt dies weniger an seinem spielerischen Können als an seiner körperlichen Verfassung, in welcher er sich schon kurz vor dem Turnier befand. Aber was diesmal nicht war, wird das nächste Mal besser sein. Wir wünschen ihm jedenfalls alles Gute für die Zukunft, und daß er noch an sehr vielen großen Turnieren teilnehmen möge.

Eine Partie im Königsläuferspiel

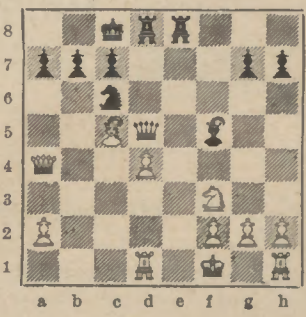
Weiß: Boden; Schwarz: Bird.

1. e2 — e4 e7 — e5
2. Lf1 — c4 Sg8 — f6
3. d2 — d4 e5 : d4
4. Dd1 : d4. Dies ist eine gute Fortsetzung
4. — Sb8 — c6
5. Dd4 — e3 b7 — b6.
Die korrekte Spielart ist Lf8 — b4 +,
6. Le1 — d2, 0 — 0 oder 6. e2 — c3, Lb4 — a5.
In beiden Fällen stehen die Spiele etwa gleich.
6. Sb1 — c3 Lf8 — c5
7. De3 — g3 0 — 0
8. Le1 — g5 Tf8 — e8
9. 0 — 0 Se6 — a5
10. Le4 — e2 Le5 — e7.

Es drohte e4 — e5.
11. f2 — f4. Auf e4 — e5 würde Sf6 — d5 folgen.
11. — — — Lc8 — b7
12. Le2 — f3 Kg8 — h8
13. h2 — h4 c7 — c5
14. Sg1 — e2 Ta8 — c8
15. e4 — e5 Sf6 — g8
16. Lf3 : b7 Sa5 : b7
17. f4 — f5 f7 — f6
18. e5 — e6 d7 — d6.
Weiß drohte mit Td1 : d7 die Dame zu erobern.
19. Se2 — f4. Ein schöner entscheidender Zug.
19. — — — f6 — g5

20. Sf4 — g6 +. Von hier bis zum Schluß wird die Partie von Boden vortrefflich geführt.
20. — — — h7 : g6
21. h4 : g5 + Sg8 — h6
22. g5 : h6 Le7 — g5 +
23. Kc1 — b1 Lg5 : h6.
23. . . . , g7 : h6, so 24. Th1 : h6 + Lg5 : h6, 25. Td1 — h1 und Weiß gewinnt.
24. Dg3 : g6 Te8 — e7
25. f5 — f6 Dd8 — e8
26. f6 — f7 De8 — f8
27. Th1 : h6 + g7 : h6
28. Td1 — h1 Te7 : e6
29. Dg6 : e6 Kh8 — h7
30. Sc3 — e4 Te8 — c7

31. Se4 — g5 + und Weiß setzt in zwei Zügen matt.



Stellung nach dem 20. Zug von Weiß

Die Geschichte von der übermütigen Prinzessin

In der Schachwelt hört man allerlei schnurrige Geschichten, wovon das nachstehende Zeugnis ablegt:

Pelusa, die Tochter des Königs der Mohren, war schwarz im Gesicht bis hinter die Ohren; sie war wie geschnitzelt aus Ebenholz und übermütig und scheußlich stolz. Sie spielte aber vortrefflich Schach und übte darin sich jeden Tag. Einst machte bekannt sie durch ihre Bonzen und auch zugleich durch Zeitungsannoncen es könnt mit ihr spielen um hohen Gewinns eine Partie Schach jeder Vollblutprinz; gewinnt er, so wird sie sein Ehegespons, verliert er, so muß er ihr dienen umsonst, muß scheuern und putzen des Schlosses Treppen, muß Holz zerspalten und Wasser schleppen. — Es waren gekommen, auf Klugheit trutzend, von Mohrenprinzen diverse Dugend,

so viele, daß ich sie einzeln nicht zähl'; zu Wasser, zu Pferde und auch zu Kamel. Pelusa besiegte sie alle im Schach, und Hausknechte wurden die Prinzen sonach. Da kam mal ein weißer, ein Prinz vom Norden — der Name ist nicht bekannt geworden —, der zeigte seinen Geburtschein und sprach: „Bitte, melden Sie mich der Prinzessin zum Schach!“ Wie die beiden einander gegenüberfanden, da gefiel er dem Fräulein über die Maßen. Anstatt, daß wie sonst sie vorsichtig spielt, hat heimlich sie nach dem Prinzen geschickt. Ihre Kunst, die bewährte, ward immer geringer, jetzt nimmt ihr der Prinz schon den zweiten Springer.

Die Schranzen wundern sich beinahe platt, und ruft schon der eine: „Beim nächsten Zug matt!“ Da beugt der Prinz vor Pelusa das Knie und sagte: „Mein Fräulein, ich geb' es remis!“ Grüßt hübsch in der Runde verschiedene Mal und verläßt mit zierlichem Lächeln den Saal. Da glück das Antlitz der stolzen Pelusa dem Antlitz einer schwarzen Medusa, und regungslos saß sie voll Wut und Stolz, als wär sie geschnitzelt aus Ebenholz. Sie wartet noch heut auf den Prinz vom Norden — der läßt sie warten, bis sie weiß geworden.

DER GARTEN

Schädlingsbekämpfung

Wenn wir jetzt mal am Gartenzaun unserer Gärten vorbeiwandern, werden wir so mancherlei hören. Der eine klagt, die Möhren seien wurmfressig, dem anderen gehen die Erbsen im Glas auf, dem nächsten fressen die Raupen den Kappes auf, ein anderer beklagt sich, daß er in diesem Jahre überhaupt keinen Salatkopf schneiden konnte, daß er ihm, wie auch der Spinat, geschossen ist, und vieles andere mehr, von den Blattläusen ganz zu schweigen, über die wir uns früher schon unterhielten.

Also woher kommt es, daß die Möhren wurmfressig sind? Es handelt sich hier um die Made der Möhrenfliege, die ebenfalls auch die Petersilie und den Sellerie befällt. Die Möhren sollen keinen frischen Stallmist erhalten, ebenso keine Jauche. Durch den „strengen“ Geruch dieser beiden Düngemittel wird die Möhrenfliege angezogen, legt ihre Eier in die jungen Möhren, an der Stelle, wo sie in die Erde übergehen. Die daraus sich entwickelnden Maden bohren sich dann in die Wurzeln ein und fressen die gewundenen Gänge. Diese bilden dann die Faulstellen, so daß der Geschmack verlorengeht. Neben der Möhrenfliege gibt es noch eine ganze Reihe von Fliegen, die auch durch frischen Stallmist angezogen werden. Dies ist die Rübenfliege, die auch den Spinat befällt, die Rettigfliege, die Spargelfliege, die Zwiebelfliege, die auch den Porree und die Kohlfleie, die alle Kohllarten befällt. Während die vorgenannten Fliegen hauptsächlich die Pflanzen erst im August oder September befallen, tritt die Kohlfleie schon ab April auf und kann bis in den Herbst hinein ihr verheerendes Unwesen treiben. Keine der anderen schädlichen Fliegen richten soviel Schaden an wie gerade die Kohlfleie. Sie legt ihre Eier, nachdem sie auch durch den „strengen“ Dünngeruch angezogen wurde, am Wurzelhals ab. Schon nach etwa acht Tagen entschlüpfen hieraus die etwa 5 Millimeter langen weißen Maden, die sich gleich über die ganzen Wurzeln herstreuen und sie überall anfressen. Die Folge ist, daß die Pflanze in ihrer Nahrungsaufnahme stark gestört ist und die Blätter anfangen zu welken. Wenn die Pflanze nun nicht die Kraft hat, sofort neue Wurzel zu schlagen, ist sie unrettbar verloren. Bei all diesen schädlichen Fliegen sind die befallenen Pflanzen zu entfernen und zu verbrennen. Das Land ist tief zu graben, stark zu kalten und Wechselwirtschaft zu betreiben, d. h. in dem nächsten Jahr ist eine andere als die befallene Gemüseart anzubauen. Vor allem aber möglichst vermeiden für diese Gemüsearten ganz frischen Stallmist zu verwenden. Bei den madigen Erbsen handelt es sich aber nicht um eine Fliege sondern um den Erbsenwickler, einen kleinen 2 bis 2½ Zentimeter großen Schmetterling, der seine Eier in die jungen Hülsen legt. Die daraus entstehenden Räumchen, sie sind entweder gelb oder grün, ernähren sich dann von den jungen Erbsenfrüchten. Wir unterscheiden zwei Erbsenwickler, den mondseidigen mit den gelben und den rehhäutigen mit den grünen Räumchen. Auch die Erbsenwickler werden durch den frischen Stallmist angezogen. Bei früh ausgelegten Erbsensorten

tritt er weniger auf. Also Erbsen früh legen. Nun beschwerten sich viele Frauen, daß die Erbsen in den Gläsern aufgehen. Das kann zweierlei Grund haben. Erstens dürfen Erbsen nicht mit Stickstoff überdüngt werden. Deshalb müssen wir gerade bei den Erbsen in der Düngung den größten Wert auf die richtige Zusammenstellung der Düngemasse legen und zweitens gibt es Tage, an denen überhaupt nichts eingemacht werden soll.

Doch nun noch zu unserem Raupenfresser am Kappes. Auch der ist oft sehr verheerend. Einer der gefährlichsten Schädlinge ist der Kohlweißling, der noch durch den Rübenweißling und den Rübsaatweißling, die etwas kleiner als der erstgenannte sind, stark unterstützt werden. Der große Kohlweißling legt in seiner ersten Generation im April und Mai seine Eier in Haufen auf die Blattunterseite der Kohlgewächse. Die zweite Generation tritt ab Juli — August bis zum Oktober auf. Außer den Kohlgewächsen werden auch Meerrettich, Rettig, Radieschen, Senf und alle anderen Kreuzblütler befallen. Die jungen Raupen beginnen nun, in die Blätter erst kleine und dann immer größere Löcher zu fressen, bis schließlich nur noch die Rippen stehen bleiben. Sie treten immer in größerer Gesellschaft auf. Sind die Raupen ausgewachsen, begeben sie sich auf Bäume, Zäune, Mauern und Häuser, um sich zu verpuppen. Den größten Schaden richtet vorwiegend die zweite Generation an. Ihre Bekämpfung besteht vor allem darin, daß wir versuchen, diese weißen Schmetterlinge zu fangen, dann die Raupen abjuchen, sobald sich die ersten zeigen, oder was noch schneller geht, die gelblichen Eier, die sich auf den Blattunterseiten befinden, vor dem Ausschlüpfen der Raupen zu zerdrücken und sie dadurch unschädlich zu machen. Während der Kohlweißling sich vorwiegend an die Außenblätter macht, geht die Raupe der Kohlleule, eines Nachtschmetterlings in den Kohlkopf und richtet großen Schaden an. Wir finden dann lauter Gänge im Kohlkopf, in denen sich der grüne Kot der Raupe befindet. Sie sind daher auch schwerer abzusuchen und bedeutend kleiner als die Raupen des Kohlweißlings, nämlich etwa 2 Zentimeter lang. Tagsüber befinden sie sich öfter zwischen Blättern und Boden, so daß man sie dort absuchen kann.

Eine andere Made, die in diesem Jahre sehr stark auftritt, ist die Kohlerzmade der Kohlgelbmücke, die die Herzen unserer in bester Entwicklung stehenden Kohlpflanzen vernichtet. Es können sich also keine Köpfe mehr entwickeln. Dieser Schädling kann sehr großen Schaden anrichten, zumal er sich schnell entwickelt und alle vier bis fünf Wochen eine neue Generation auftritt. Es ist wichtig, daß man die von ihm befallenen Pflanzen austreibt und verbrennt. Das Land muß dann tief umgegraben werden, wobei viel Kalk zuzuführen ist und darauf zu achten ist, daß im nächsten Jahr nicht die gleiche Gemüseart an der Stelle gesetzt wird. Vorbeugend kann man mit Nikotin und Schmierseifenlösungen die Pflanzen spritzen oder auch mit Tabakstaub bestreuen.

KLEINE MITTEILUNGEN

Unsere Jubilare

Gussstahlwerk Witten

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:

Reinh. Haake, Bohrer, D. W. 1, 23. 8. 39



Henrichshütte Hattingen

Franz Blum, Pußer, Stahlformg. 4, am 14. August 1939

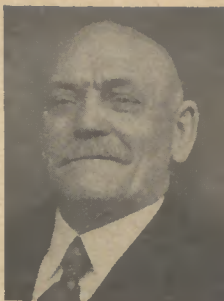


Stahlwerk Krieger

Balthasar Berg, Modellschreinerei, am 7. August 1939

Presswerke Bradwede

Heinrich Kleinebeker, Hobler, Werkzeugmacherei,
am 22. Juli 1939



Eheschließungen

Gussstahlwerk Witten

Franz Dieker	Zimmerei	3. 8. 39
Wilhelm Lauterbach	Bergüterei	11. 8. 39

Henrichshütte Hattingen

Willi Schmitz		12. 8. 39
Hermann Janke	Blechschmiede	3. 7. 39
Franz Barth	Wasser- und Sauer- hoffanlage	2. 8. 39
Emil Riese	Mech. Werkst. VI	5. 8. 39
August Münch	Walzwerk 1	11. 8. 39
Hermann Poppen	Mech. Werkst. 2	11. 8. 39
Friedrich Thomas	Walzwerk 2	12. 8. 39
Robert Dörr	Mech. Werkst. I	12. 8. 39
Martha Uhe	Mech. Werkst. IV	12. 8. 39
Albert Beuter	Mech. Werkst. VI	17. 8. 39
Heinrich Dudda	Stahlgießerei II	19. 8. 39
Kurt Krajewski	Stahlgießerei II	19. 8. 39
Hans Vollmann	Koferei-Nebenprod.	19. 8. 39
Gertrud Gehrmann	Walzwerk 2	19. 8. 39

Stahlwerk Krieger

Johann Daams	Gießerei	12. 8. 39
--------------	----------	-----------

Annener Gussstahlwerk

Wilhelm Platte	Formerei V	15. 8. 39
----------------	------------	-----------

Geburten

Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:			
Wilhelm Born	Stahlgießerei	12. 8. 39	Rudolf
Paul Krud	B. W. I	10. 8. 39	Dieter
Johannes Holzapfel	Zuricht. Blochw.	19. 8. 39	Hans Paul
Eine Tochter:			
Anton Bedig	Kranf. Elektrobtr.	12. 8. 39	Christel
Theobald Henke	Stahlgießerei	15. 8. 39	Margarete

Henrichshütte Hattingen

Ein Sohn:			
Heinrich Meyer	Mbt. Unfallschutz	16. 8. 39	Heinrich Johann
Kurt Baroth	Stahlwerk 1	13. 8. 39	Dieter
Franz Mosek	Koferei	14. 8. 39	Franz
Rudolf Wuschner	Mech. Werkst. VI	17. 8. 39	Rudolf
Franz Beermann	Elekt. Werkst.	21. 8. 39	Hermann
Wilhelm Himmelmann	Walzwerk 2	22. 8. 39	Herbert
Erich Koft	Stahlgießerei	16. 8. 39	Wolfgang

Eine Tochter:			
Eduard Voß	Bearbeitungsm.	13. 8. 39	Heide
Dr. Ewald Friemann	Stahlwerk	16. 8. 39	Monika
Karl Drees	Labor.	17. 8. 39	Doris
Siegmond Jablonski	Stahlwerk 1	10. 8. 39	Helena
Ernst Spennemann	Hammerwerk	11. 8. 39	Ingrid
Otto Finkelday	Stahlgießerei I	15. 8. 39	Maria
Wilhelm Kofstaf	Mech. Werkst. VI	16. 8. 39	Rosmarie

Stahlwerk Krieger

Eine Tochter:			
Josef Olbergh	Gießerei	12. 8. 39	Katharina

Annener Gussstahlwerk

Ein Sohn:			
Erwin Dämpelmann	Formerei IV	13. 8. 39	Klaus
Willi Rothhaus	Stahlwerk	14. 8. 39	Gerhard
Eine Tochter:			
August Sträter	Rep.-Werkstatt	2. 8. 39	Ingrid
Emil Santorius	Formerei III	12. 8. 39	Karin
Paul Wunderlich	Formerei V	11. 8. 39	Rita

Sterbefälle

Annener Gussstahlwerk

Ludwig Wolf	Martinstahlwerk	1. 8. 39
Fritz Rathagen	Bearb.-Werkstatt I	10. 8. 39

Wohnungstausch

Suche meine große Vier-Zimmer-Altbau-Wohnung (Werkst.wohn.) mit Stall und Gartenland, Miete 20 RM., in Witten-Annem gegen Drei- bis Vier-Zimmer-Wohnung in Witten zu tauschen.
Josef Zimmler, Werk Witten, Bauabteilung.

Nachruf

Nach schwerer Krankheit verschied am 9. August 1939 unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Wilhelm Mengel

im Alter von 54 Jahren. Der Verstorbene war von 1904 bis 1930 und von 1935 bis 1939 als Portier bei uns beschäftigt.

Wir bewahren unserem langjährigen, braven Mitarbeiter ein treues Andenken.

Führer des Betriebes und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Henrichshütte

Nachruf

Am Freitag, dem 10. August 1939, verstarb nach kurzer schwerer Krankheit unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Wilhelm Schilling

im Alter von 58 Jahren.

Der Verstorbene war mit Unterbrechungen über 28 Jahre in unserem Hammerwerk tätig und war uns stets ein zuverlässiger, guter und braver Arbeitskamerad, dessen Andenken wir in Ehren halten werden.

Führer des Betriebes und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Henrichshütte

Mitarbeit

an unserer Zeitung

ist Recht und Pflicht jeden

Lesers

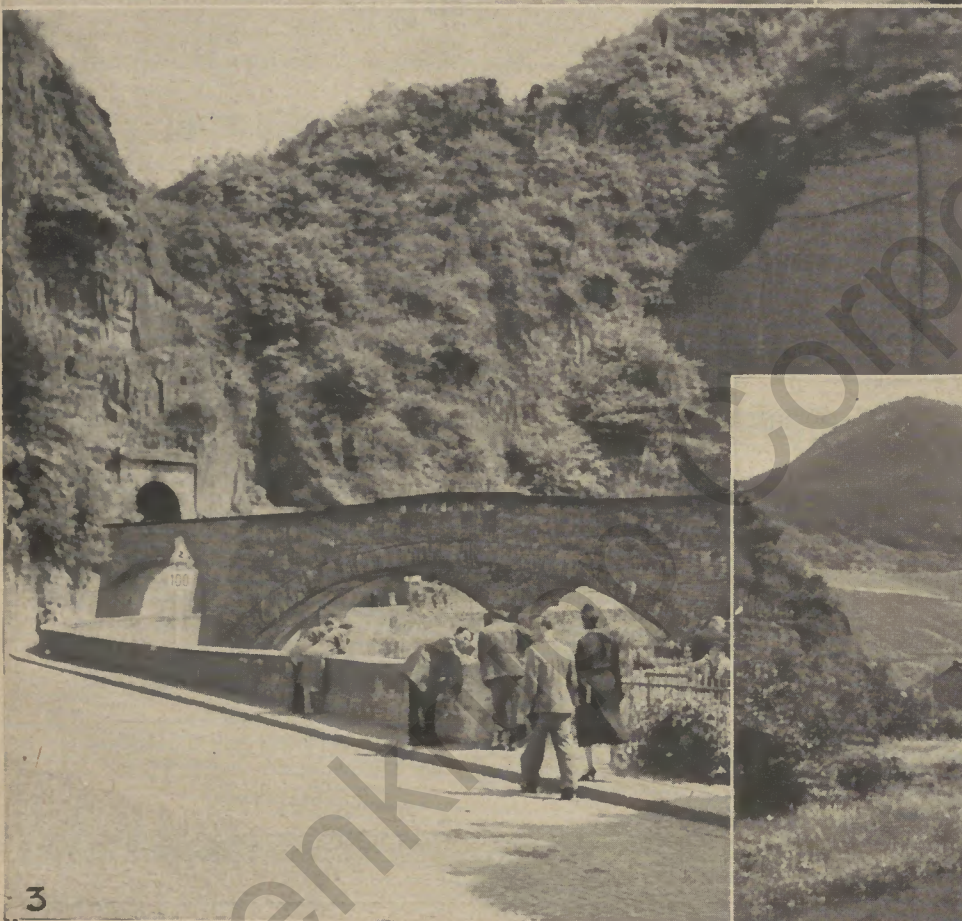
Herausgegeben im Einvernehmen mit dem Presseamt der D.M.G. von der Ruhrstahl Aktiengesellschaft. — Verlag: Gesellschaft für Arbeitspädagogik m. b. H., Düsseldorf. — Hauptschriftleitung: Vereinigte Werkszeitungen (Hütte und Schacht), Düsseldorf, Schleichbach 728. — Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt: Georg A. Fischer, Düsseldorf. — Sämtliche Einwendungen sind zu richten an Schriftleiter Theodor Bledmann, Ruhrstahl Aktiengesellschaft, Verwaltung Witten. — Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung der Hauptschriftleitung gestattet. — Die Werkszeitung erscheint jeden zweiten Freitag. — Druck: Droste Verlag und Druckerei AG., Düsseldorf, Pressehaus.



1



2



3



4

Aufnahme: Liebetrau

1) Hier gibt's einen guten Tropfen. 2) In Altenahr—Artillerie in „Feuerstellung“. 3) und 4) Im Tal der Ahr.

Fahrt der Gefolgschaft der Lehrwerkstatt Henrichshütte ins Ahrtal

Die alljährlich übliche Fahrt der älteren Gefolgschaftsmitglieder des Ausbildungswesens ging diesmal auf allgemeinen Wunsch ins romantische Ahrtal.

Der Bildbericht des sechzehnständigen Sonntagsausfluges — bei schönstem Reisewetter — mag den Lesern von der Sommerstimmung, die über den reizvollen Landschaften lag, ein knappes Miterleben vermitteln.

Kameradschaft und Frohsinn waren unsere besten Reisebegleiter während der Fahrt und erst recht in den Ruhepausen. Sie konnten und durften auch nicht fehlen.

Unser Reisezug: Hattingen — Sprockhövel — Schwelm — Hückeswagen — Wipperfürth — Frielingsdorf — Engelskirchen — Siegburg — Beuel — Bonn — Altenahr — Dernau — Walporzheim — Ahrweiler — Neuenahr — Sinzig — Remagen — Mehlem — Godesberg — Königswinter — Oberkassel — Köln — Düsseldorf — Neandertal — Langenberg — Hattingen.